



DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH 8,00 EURO
EUROZONE 8,00 EURO - SCHWEIZ 10,00 SFR

REDAKTION
FRANK BÖCKELMANN
HORST EBNER

TUMULT

... im Frühjahr 2013:

Kundschafter in der Konsenszone.
Zur ersten Ausgabe der Vierteljahres-
zeitschrift / Der Kalte Friede / Die fröh-
liche Energiewende. Landschaft als
Industriestandort / Selbstsorge fünf vor
zwölf / Der Naturschutz in der Klimafalle.
Die Hybris der Biosphärenmanager /
Mensch, paralympisch / Mehr, mehr, mehr.
Lance Armstrong als der große Häwel-
mann / Norwegischer Wald. Brevivks
Geister / »Teile das, was verfügbar ist«.
Über Butterbrote, Körperteile und File-
sharing / Auf die Geografie kommt es an!
Die überraschende Aktualität von Halford J.
Mackinders »Drehpunkt der Geschichte« /
Von Pferden und Prinzipien. Ein Geschenk
des amerikanischen Volkes / Auf hoher
See. Demokratie ohne Volk? / Im Auf-
trag der Menschenrechte. Die Tücken
der Interventionspolitik / Nichts ist ent-
schieden / Lager Abendland? Das Para-
digma bei Giorgio Agamben / »Wir« und
»sie«. Die Logik der Nationalcharaktere in
»The Economist« / Licht im Palast. Eine
postmortale Erinnerung an den Code der
DDR / Spekulationen über das Medium
Geld / Ende mit Schrecken oder Schrecken
ohne Ende? Zum letzten Buch des letzten
Marxisten Robert Kurz (1943–2012) /
Auf dem Vulkan. Vom Verrechnen der
Zukunft / Die Aktie Alter. Seniorität im
Sozialstaat und im Finanzkapitalismus /
Die Kompetenz des Dorfes. Zur Personali-
sierung des World Wide Web / Der Nager
im Tresorraum / Mach mit, mach's nach,
mach's besser. Eine Zumutung.

BÜCHSE DER PANDORA

**SCHNEISEN THOMAS KAPIELSKI
MANFRED MAENGEL / PETER
STRASSER / REINHARD FALTER
BELICHTUNGEN PETRA GEHRING
ANGELA VON RAHDEN / SEBASTIAN
HENNIG / CHRISTINA SCHÜES
RÄUME DES POLITISCHEN RUDOLF
MARESCH / PARVIZ AMOGHLI
ALEXANDER SCHULLER / THOMAS
HECKEN / HELMUT KOHLEN-
BERGER / RALF ROTHER / OLIVER
KOHNS / WOLFGANG ERNST
DIE BEWIRTSCHAFTUNG DER ZU-
KUNFT JENS SCHRÖTER / STEFAN
DORNUF / MICHAEL ZELLER
WILHELM DONNER LEBENSWELT
NETZ CARSTEN HUCHO / FRANK
JÖDICKE / STEFFEN LANGENHAN**

TUMULT

Vierteljahresschrift

Die auffällige Zurückhaltung der Intellektuellen angesichts der Konvulsion globaler Mächte und Märkte hat uns dazu ermuntert, den »Schriften zur Verkehrswissenschaft«, die wir seit gut 30 Jahren unter dem Namen TUMULT herausbringen, ein periodisch erscheinendes Organ für aktuelle Auseinandersetzungen zur Seite zu stellen. Auf dieser Plattform für Stellungnahmen von *Selbstdenkern* wollen wir ohne akademische und volkspädagogische Sprachregelungen auskommen und auch literarische bzw. experimentelle Textsorten aufnehmen. Wir erwarten ein breites und interdisziplinäres Themenspektrum. Besonders wichtig: Unser Zeitschriftenprojekt zielt nicht auf bestimmte Generationen, sondern öffnet sich Autoren und Lesern aller Altersgruppen.

Die Figur des Selbstdenkens gewinnt an Plausibilität in der Allgegenwart einer neuartigen, *coolen* Servilität und Bravheit, die weniger dem Gebot einer druckvollen Ideologie als vielmehr der Sorge um das berufliche Fortkommen, die Reputation im Kollegenkreis und die Zuteilung von Budgetmitteln gehorcht. Diese Sorge ist durchaus begründet und rechtfertigt nicht den Spott der mehr oder weniger Uneingespannten. Sie grassiert heute fast überall dort, wo viel gesprochen, geschrieben und publiziert wird, in Hochschulen, Akademien, Medien, Netzwerken und Verlagen, auch, auf subtile Weise, in den Zentralorganen des *kritischen* Zeitgesprächs.

Die Vierteljahresschrift TUMULT ist ein von Wissenschaftlern und Künstlern (im weitesten Sinne) betriebenes Organ, aber keine wissenschaftliche Zeitschrift und keine Kunstzeitschrift. Sie erkundet so vorbehaltlos wie möglich die Lage (auf) der Erde im Anthropozän. Sie bietet eigensinnigen Autoren ein Forum, in dem die kräftezehrende Sorge um die eigene Position in der Fachöffentlichkeit fehl am Platze ist.

Im Hochschulbereich und in den ihm assoziierten Einrichtungen, behaupten wir, würde ein solches Forum nicht entstehen. Soviel ist richtig am Gemeinplatz vom »Versagen der Intellektuellen« in der Zeitenwende, dass die berufsmäßigen Denker Abschied von ihrem bildungsbürgerlich und akademisch gestützten Anspruch nehmen müssen. Den Anspruch auf souveränes Denken wahren heute nur jene, die es aushalten, dass ihre Denkergebnisse unter dem Gesichtspunkt plausibler Verwertungsinteressen auf absehbare Zeit nutzlos sein werden.

Im Jahr 1935 befand der Soziologe Karl Mannheim in seiner Schrift *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus* (!), erschienen in einem Exilverlag, die Angehörigen der geistigen Berufe büßten infolge der »Demokratisierung des sozialen Aufstiegs durch Bildung« ihren Elitestatus ein: »Das Überangebot an Intellektuellen senkt den Wert der Intellektuellen sowie der geistigen Tätigkeit.« (Darmstadt 1958, S. 117 und 119.) Diese Tätigkeit glich nach Mannheim nun einem Aufenthalt im Luftschloss, und die Denker mutierten zu einer »relativ freischwebenden Schicht« zwischen den sozialen Klassen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich die bodenlose Lage der Intellektuellen auf eine in den dreißiger Jahren noch unvorstellbare Weise zugespitzt. Nun macht man ihnen auch ihren Gegenstand, die Wirklichkeit, streitig. Erkenntnis ist somit heute annähernd überflüssiger Luxus. Es herrscht die Zuversicht vor, man könne sich die Welt nach Belieben zurechtmachen, müsse sie nicht erst erkennen.

Aber wir hängen am Luxus und nehmen gern das Risiko in Kauf, elitär zu erscheinen. Die Intellektuellen sind die Elite der Überflüssigen.



Makilam
Die Magie kabyliischer Frauen
und die Einheit einer traditionellen
Berbergesellschaft
2013 (INA). 324 Seiten 14,8 x 22,4 cm.
ISBN 978-3-89112111-3-1 · 25,80 E



Makilam
ZeichenSprache
Magische Rituale in der Kunst
kabyliischer Frauen
2013 (INA). 196 Seiten 14,8 x 22,4 cm.
ISBN 978-3-89112111-4-8 · 19,80 E

Makilam, Dr. phil., geb. 1948, Historikerin und Sozialanthropologin, ist eine Schamanin aus der Großen Kabylei, einer von Berbern besiedelten Region Algeriens. Während ihres Studiums begann sie mit der Aufarbeitung ihrer Herkunft und stellte die Geschichte ihres Lebens, ihrer Familie, ihres Dorfes in einen Zusammenhang mit der Geschichte ihres Volkes, ihrer Heimat. Sie selbst hatte als Kind noch Forscherinnen und Forscher erlebt, Ethnographen und Historiker, Missionare meist, die die Eigentümlichkeiten der kabyliischen Kultur zu erfassen versuchten und dabei eine euro- wie androzentrisch geprägte Darstellung der »Wirklichkeit« entwarfen.

»Makilam präsentiert eine Fülle außerordentlichen Wissens über die vor-islamische Kosmologie, das rituelle Leben und die sozialen Strukturen der Kabylen, das indigene Berbervolk Algeriens. Als westlich ausgebildete Ethnologin, jedoch aufgewachsen im Herzen der lebendigen Traditionen kabyliischer Frauen, bietet sie seltene Einblicke in deren tägliche Rituale und die magischen Bedeutungen ihrer komplexen bildenden Künste. Ihre Binnensicht der matrilinealen heiligen Praktiken legt deren komplexen Symbolismus und zugleich die zentrale kulturelle Stellung der kabyliischen Frauen offen, die bisher von westlichen Forschern unbeachtet geblieben ist.«

Joan Martler, California Institute of Integral Studies, San Francisco

»Zu den wichtigsten Aufgaben postkolonialer Wissenschaft zählt, verzerrende Fremdbilder zu entwirren, die indigenen Völkern von ihren Kolonisatoren aufgezwungen wurden. Für die mehrfach kolonialisierten Berbervölker gehört dazu nicht zuletzt, den Frauen ihre eigentliche Bedeutung als dem pulsierenden, lebensbejahenden kulturellen Mittelpunkt wiederzugeben, die sie innehatten.«

Barbara Alice Mann, University of Toledo, Ohio

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Frank Böckelmann / Horst Ebner

Kundschafter in der Konsenszone **6**

Zur ersten Ausgabe der Vierteljahreszeitschrift TUMULT

SCHNEISEN

Thomas Kapielski

Der Kalte Friede **9**

Manfred Maengel

Die fröhliche Energiewende **12**

Landschaft als Industriestandort

Peter Strasser

Selbstsorge fünf vor zwölf **17**

Reinhard Falter

Der Naturschutz in der Klimafalle **21**

Die Hybris der Biosphärenmanager

BELICHTUNGEN

Petra Gehring

Mensch, paralympisch **25**

Angela von Rabden

Mehr, mehr, mehr **28**

Lance Armstrong als der große Häwelmann

Sebastian Hennig

Norwegischer Wald **30**

Brevik's Geister

Christina Schües

»Teile das, was verfügbar ist« **33**

Über Butterbrote, Körperteile und Filesharing

RÄUME DES POLITISCHEN

Rudolf Maresch
Auf die Geografie kommt es an **36**
Die überraschende Aktualität von Halford J. Mackinders
Drehpunkt der Geschichte

Parviz Amoghli
Von Pferden und Prinzipien **41**
Ein Geschenk des amerikanischen Volkes

Alexander Schuller
Auf hoher See **43**
Demokratie ohne Volk?

Thomas Hecken
Im Auftrag der Menschenrechte **46**
Die Tücken der Interventionspolitik

Helmut Kohlenberger
Nichts ist entschieden **48**

Ralf Rother
Lager Abendland? **50**
Das Paradigma bei Giorgio Agamben

Oliver Kohms
»Wir« und »sie« **52**
Die Logik der Nationalcharaktere
in The Economist

Wolfgang Ernst
Licht im Palast **54**
Eine postmortale Erinnerung
an den Code der DDR

DIE BEWIRTSCHAFTUNG DER ZUKUNFT

Jens Schröter
Spekulationen über das Medium Geld **57**

Stefan Dornuf
Ende mit Schrecken oder Schrecken ohne Ende? **62**
Zum letzten Buch des letzten Marxisten
Robert Kurz (1943-2012)

Michael Zeller
Auf dem Vulkan **64**
Vom Verrechnen der Zukunft

Wilhelm Donner
Die Aktie Alter **65**
Seniorität im Sozialstaat und im Finanzkapitalismus

LEBENSWEIT NETZ

Carsten Hucho
Die Kompetenz des Dorfes **68**
Zur Personalisierung des World Wide Web

Frank Jödicke
Der Nager im Tresorraum **70**

Steffen Langenhan
Mach mit, mach's nach, mach's besser **73**
Eine Zumutung

Zu den Autoren **76**

Impressum **79**

TUMULT

SCHRIFTEN ZUR
VERKEHRSWISSENSCHAFT



TUMULT 39 VON WEGEN

ISBN 978-3-88178-539-6
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

MAI/JUNI 2013



TUMULT 37 KEIN HALTEN MEHR?

ISBN 978-3-88178-537-2
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

SOMMER 2011



TUMULT 34 BAUDRILLARD FASSEN

ISBN 978-3-98811214-9-0
(ursprünglich Alpheus Verlag,
jetzt bei Büchse der Pandora)
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

SOMMER 2009

BÜCHSE DER PANDORA

in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION, Wetzlar

Verkehr im modernen Sinn ist massenhafte, geordnete Bewegung, in der Fahrzeuge einander flüchtig begegnen, sich gerade einander noch genug Aufmerksamkeit schenkend, um unbeschadet aneinander vorbei oder irgendwohin zu kommen. Technisch, wie eine Kommunikation, in der niemand mehr miteinander redet und doch jede Botschaft an ihr Ziel kommt. Verkehr webt den roten Teppich, auf dem die Moderne voranschreitet. Er führt zu den Rändern der Welt und zurück ins Zentrum nahezu aller Interpretationen der Gegenwart.

Spätestens mit der Finanzkrise 2007, der die Wirtschaftskrise auf dem Fuße folgte, hat der Markt als ultima ratio aller gesellschaftlichen Wahrheitsansprüche seine Glaubwürdigkeit bei mehr als drei Viertel der Bevölkerung Europas und der USA endgültig verloren – so belegen es die Umfragen aller gängigen Institute. Die Allmachtphantasien des frei flottierenden Finanzkapitals haben ihren Tribut gefordert. Zentral eingebettet in den Band findet sich der programmatische Text »Fininvest – Gott und Müll«, in dem Bazon Brock ebenso ironisch wie folgerichtig darlegt, warum wir nun endlich daran gehen sollten, in den Zentren unserer Städte ausgerechnet Kathedralen zur Verehrung und Huldigung des Atommülls zu errichten.

»Die Wolken verderben uns in Europa den Himmel. Verglichen mit den endlosen Himmeln Nordamerikas und ihren Wolkenballungen sind unsere kleinen Schäfchenhimmel und Schäfchenwölkchen Abbilder unserer Schäfchengedanken, unserer niemals raumgreifenden Gedanken.«

(Amerika, 28).

Baudrillard unter anderen Himmeln sehen: in China, Brasilien, USA, mit anders raumgreifenden Gedanken, und aus einem Außerhalb seiner Lebenszeit. Aber auch: Baudrillard »am Himmel des Unaktuellen« (Cool Memories I, 99) in Europa sehen, wo er sich als die von ihm erträumte »radikale Objektivität« abzuzeichnen beginnt, die sich nicht mehr der wissenschaftlichen Erfassung erschließt, dafür den Blick auf die »Ironie des Weltprozesses« (113) öffnet – ein zu großer Versuch?

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION
Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« »Verlag« »büchse der pandora

BÜCHSE DER PANDORA

in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION, Wetzlar



TUMULT 38

CONTAINER / CONTAINMENT

ISBN 978-3-88178-538-9
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

FRÜHJAHR 2012

TUMULT

SCHRIFTEN ZUR
VERKEHRSWISSENSCHAFT

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überlagerte sich die globale Ausbreitung der Containerwirtschaft mit einer weltpolitischen Doktrin des Containments. Nach gängiger Auffassung hat die Logistik der Container die Logik des Containments unterlaufen und damit zu ihrer Zersetzung beigetragen. Der Einsatz von Containern hat die Effizienz des Güterverkehrs gesteigert und die weltwirtschaftliche Dynamik beschleunigt. Nationalstaatliche Grenzen, Mauern und eiserne Vorhänge wurden dadurch immer durchlässiger, bis sie schließlich eingestürzt sind. Container wirken in dieser Lesart als Agenten für Globalisierung und gegen Containment.

Der Band enthält eine Bildserie des Fotokünstlers Georg Uhlemann, der absichtsvoll ausschließlich mit stark überlagertem Polaroid-Material arbeitet. Die Serie entstand im Mainzer Hafen über einen Zeitraum von mehreren Jahren. Container spiegeln sich in den Pfützen frisch gefallenen Regens. Die Fokussierung auf die vier letzten Buchstaben der SEALAND-Container preist den Erfinder des Verfahrens: Edwin H. Land.



TUMULT 36

KATACHOC

ISBN 978-3-9813184-1-8
(ursprünglich Alpheus Verlag,
jetzt bei Büchse der Pandora)
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

SOMMER 2010

»Der Lebensverlängerung auf der Streckbank der Unentschiedenheit ist ein entschiedenes Elend vorzuziehen. Lieber eine einzige wahre Welt als unzählige Virtualitäten! – Solcher Wirklichkeitshunger ist die Triebfeder der Katastrophen-Sehnsucht.«

Der Band enthält eine Bildserie des Schweizer Fotografen und Konzeptkünstlers Christoph Draeger, dessen Projekt darin besteht, weltweit Orte historischer Katastrophen zu bereisen und ihre »Magie« zu dokumentieren.



TUMULT 33

UNTER UNS – STRATEGIEN DER DISKRETIION

ISBN 978-3-9811214-2-1
(ursprünglich Alpheus Verlag,
jetzt bei Büchse der Pandora)
Ldpr. 20,00 EURO (D/A)

SOMMER 2008

In begriffsgeschichtlichen und kulturvergleichenden Beiträgen spürt der Band dem Phänomen der »Diskretion« nach, ortet es in Fallstudien und testet es im Gespräch mit Insidern. Dabei geraten auch die mit der Diskretion verbundenen Lebensformen in den Blick – Priester, Banker, Dichter – deren Ansehen gerade auf der Verborgenheit ihres Geschäfts gründet. Im Zeitalter von youtube, myspace und Jetset-Gelehrten ergreifen uns Ruhm und Heimlichkeit als die Enden derselben Faszination umso mehr.

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION
Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« »Verlag« »büchse der pandora

KUNDSCHAFTER IN DER KONSENSZONE ZUR ERSTEN AUSGABE DER VIERTELJAHRESZEITSCHRIFT »TUMULT«

In der »besten Fernsehserie der Welt« (*FAZ*), dem auf ARTE ausgestrahlten dänischen Polit drama *Gefährliche Seilschaften*, beschließt die dänische Premierministerin Birgitte Nyborg spontan, das muslimische Nord-Kharun und das christliche Süd-Kharun vor einem drohenden Bürgerkrieg zu retten. Stracks fliegt sie nach Afrika und komplimentiert mit Charme und Charisma die fundamentalistischen Todfeinde zur Friedenskonferenz nach Kopenhagen. Glaubwürdigkeit in der Politik, wird uns bedeutet, erwächst aus der Verhinderung von Krieg, Ungleichheit und anderem Elend. (Und, nicht zu vergessen, aus dem Krieg gegen den Krieg.)

Und die beiden Fernsehjournalistinnen im Drama verteilen ihre Loyalität, ihre Liebe und ihre Laune ganz nach den Erfordernissen des Kampfs für die Menschenrechte. Ist irgendwo der Frieden in Gefahr, eilen sie mit anklagenden Sorgenfalten durch Kopenhagen, gleichsam im Auftrag des Erdganzen, und teilen Kollegen und Politiker auf in Schurken und Gerechte.

Dies ist die »Serie des Jahres«, weil die veröffentlichte Meinung und eine wachsende Bekennerschar von Repräsentanten im Kurzschluss mit dem Guten die Antwort auf alle drängenden – auch innenpolitischen – Fragen erwarten. Und wir sollten nicht meinen, die große Mehrheit der deutschen und sonstigen europäischen Politiker spräche hinter den Kulissen anders. An unserem europäischen Frieden soll die Welt genesen.

Wem nicht geheuer ist, dass »ausgerechnet uns« der Krieg »so einfach abhanden kam«, der lese den einleitenden Artikel »Der Kalte Friede« von *Thomas Kapielski*. An diesem Frieden ist etwas faul, aber die an die Kandare genommene öffentliche Sprache sträubt sich, damit herauszurücken. Man muss ihr schon unter die Haut kriechen, so wie Kapielski es vermag. Kann es sein, dass der Krieg in Europa gar nicht aufgehört hat, sondern nur vom Frieden, von unserer indifferenten, welt- und denkfaulen Toleranz, adoptiert worden ist?

Über die nicht geheure Unmittelbarkeit des Individuums zum Weltgeschehen räsoniert *Peter Strasser*: Wohin führt unsere angemäzte oder uns aufgenötigte Allzuständigkeit? Dem universal dimensionierten Betroffenheitspathos hält Strasser eine pragmatische Unterscheidung von nah und fern entgegen – und plädiert für das Nächstliegende, die kluge Selbstsorge.

Wir werden wie Kinder behandelt, weil wir gern Kinder sind und die deutsche und österreichische Parteiendemokratie sich selbst die heile Welt verordnet. So hängt sie am Bild eines rückstandsfreien Lebens kraft erneuerbarer Energien, in einer harmonischen Zivilisation, wo sich »Ökologie und Ökonomie immer mehr liebhaben«. *Manfred Maengel* reißt uns aus dieser heimeligen Illusion und zeigt: Im Dienst an den Fetischen Sauberkeit und Sicherheit sind wir dabei, die Landschaft Zentraleuropas einer technokratischen Hybris auszuliefern.

Hybris nährt auch die fixe Idee, wir müssten unseren Planeten vor den Folgen eines menschengemachten Klimawandels retten. Ein von Hysterie und Machbarkeitsdoktrin gehetzter Naturschutz treibt die Bewirtschaftung von Erde, Luft und Wasser, Fauna und Flora voran, unterwirft sie letztlich der Stoff und Geld vernichtenden Finanzwirtschaft, somit der totalen Verantwortungslosigkeit. Dagegen fordert *Reinhard Falter* Bescheidenheit – und Rückbesinnung auf jenen Lebensraum, für den wir wirklich Verantwortung tragen.

Hinter dem ehrbaren Eifer, sämtliche Katastrophen auf menschliches Versagen zurückzuführen, wabert der Allmachtswahn. Einzugestehen, dass bestimmte Prozesse unserem Belieben entglitten sind, kränkt unseren Narzissmus. So wie die Eigenbewegung der Finanzblasenökonomie, die sich von der Realökonomie emanzipiert hat. Hatte nicht Karl Marx schon Mitte des 19. Jahrhunderts minuziös nachvollzogen, »wie die eigene Tat des Menschen ihm zu einer fremden gegenüberstehenden Macht wird« (*Deutsche Ideologie*)? Das den Arbeitern und Unternehmern entfremdete Finanzkapital hatte seit-

dem viel Zeit, um seine Verwandlungsfähigkeit und Durchdringungskraft rund um den Globus zu vervollkommen und schließlich auch die Zukunft zu bewirtschaften (siehe hierzu die Beiträge von *Wilhelm Donner* und *Michael Zeller*). Doch die Eitelkeit der Selbstherrlichen verlangt es, dieses Kapital als handzahmes Zahlungsmittel zu denken, und »so sollen die Banker und Spekulanten unser Unglück sein«. Beziehungsweise deren Gier. Höchste Zeit also, dass *Jens Schröter* »Spekulationen über das Medium Geld« anstellt. Er tut es unter Bezug auf neomarxistische Analysen der *Krisis*-Gruppe um den kürzlich verstorbenen Robert Kurz (siehe auch den Artikel von *Stefan Dornuf*). Und er tut es als Medienwissenschaftler, der reiche Erfahrung mit der Autopoiesis von Medien – zumal der des Computers – gesammelt hat.

Unangefochtene Edelmutspolitik, *Geo-Engineering*, Finanzmärkte und Internet drängen die Vorstellung auf, wir hätten es ausschließlich mit globalen Problemen zu tun, deren einvernehmliche Klärung nach universellen Prinzipien anzustreben sei. Ein- und Ausgrenzendes, Räume gar, die nicht gänzlich Verhandelbares von anderen Räumen trennt – solche Widerborstigkeiten zu betrachten, scheint nur noch zu Erziehungszwecken geboten zu sein. *Rudolf Maresch* hat in der Welt nachgesehen und gelangt zu dem Fazit, dass weder materielle (wie Welthandel und Weltverkehr) noch ideelle Konzeptionen (wie universalistische Werte) es vermochten, geopolitischen Grenzziehungen aufzulösen. Im Gegenteil, gerade die Globalisierung garantiert, dass politisch auftretende Mächte weiterhin und vielleicht heftiger denn je um Räume und Territorien kämpfen, um Rohstoffe und Ressourcen, um Zufahrtswege und Meerengen, um Einflusszonen und Kontrolle der digitalen Infrastrukturen.

Mit geläufigen Annahmen zu verwandten Fragen befassen sich *Thomas Hecken* (Interventionspolitik für die Menschenrechte), *Parviz Amoghli* (Anti-amerikanismus), *Oliver Kohns* (Nationalcharaktere),

Helmut Kohlenberger (Orientierung in der Orientierungslosigkeit) und *Ralf Rother* (Paradigma des Lagers bei Giorgio Agamben). *Alexander Schuller* hält Ausschau nach dem Volk – sollte nicht alle Macht von ihm ausgehen? *Wolfgang Ernst* erinnern die Lichtsignale aus dem (Glas-)Palast der Republik in Berlin an den Code der DDR.

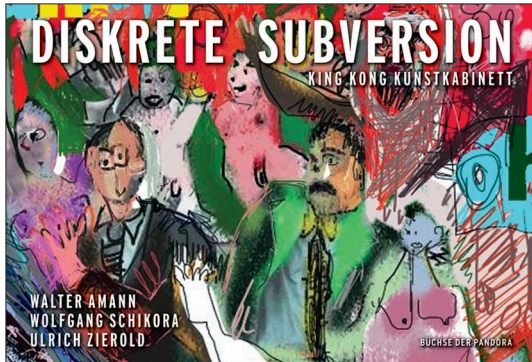
Das Abwandern von Lebenszeit aus der raumzeitlich verfassten Welt ins Internet wird ein Dauerthema der Vierteljahreszeitschrift sein. Wir versprechen, den Kulturpessimismus zu zügeln und der Empirie den Vortritt zu lassen. Erste Erfahrungsberichte dazu bieten *Carsten Hucho* (zeitökonomisch), *Frank Jödicke* (historisch-vergleichend) und *Steffen Langenhan* (existenzieller Monolog).

Im Übrigen enthält die erste Lieferung des periodischen *TUMULTs* einige Gedanken-Sprünge, die sich keinem Themenstrang zuordnen lassen. Jeweils auf unerwartete Weise führen sie vor, was es heißt, den Konsensblock der großen Medien, Parteiungen und Gesinnungen mit fremdem Blick zu betrachten. *Petra Gehring* etwa findet Worte dafür, was bei der pompösen Inszenierung der Paralympischen Spiele zwar augenfällig war, aber bislang nicht artikuliert worden ist. *Angela von Rahden* stellt sich dem Trostlosen, dem Untröstlichen an der Optimierung-Show des gestürzten AlphaTiers Lance Armstrong. *Sebastian Hennig* benennt furchtlos die Geister hinter Anders Behring Breiviks Tat. Und *Christina Schües* besucht das Unausgesprochene im Appell zum Organspenden.

Gemeinsam jedoch ist diesen Erkundungen in der Sphäre des Einvernehmlichen der unruhige, umherschweifende Blick. Müssten wir Farbe bekennen, so bezeichnete er die bevorzugte Haltung dieser Vierteljahreszeitschrift. Würden wir sie aber programmatisch verkünden, machten wir es uns schon im Dabeisein gemütlich und suchten »nachhaltiges« Verständnis. Sollte es jemals so weit kommen, hören wir auf – und andere lösen uns mit anderen Mitteln ab.

BÜCHSE DER PANDORA

in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION, Wetzlar



2012

King Kong Kunstkabinett
DISKRETE SUBVERSION

ISBN 978-3-88178-365-1
14,80 EURO (D/A/CH)

PICTURE BOOKS

Broschur, Format 23,3 x 15,8 cm, alle Abbildungen durchweg in Farbe.



2012

Klaus Staeck / Ernst Volland
KUNST UND POLITIK

ISBN 978-3-88178-367-5
14,80 EURO (D/A/CH)



2013

Karlheinz Jardner
SKLAVEN DES KOKS

ISBN 978-3-88178-364-4
12,80 EURO (D/A/CH)



Karlheinz Jardner
GANZ NAH OST

ISBN 978-3-88178-363-7
12,80 EURO (D/A/CH)



Robert Pater, Lutske Venstra
UNDERCONSTRUCTION IN BASE

ISBN 978-3-88178-373-6
12,80 EURO (D/A/CH)



2013

DKOF gUG (Hrsg.)
IN ANDEREM LICHT

ISBN 978-3-88178-383-5
12,80 EURO (D/A/CH)

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION
Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« »Verlag« »büchse der pandora

DER KALTE FRIEDE

Seit beinahe siebzig Jahren ist uns der Krieg abhold. Es scheint, als vermochten europäische Gewalten, mit irgend eschatologischen Geschicken ausgestattet, das Goldene Zeitalter des Ewigen Friedens zu inaugrieren. Westeuropas Nationen wiegen sich ganz selbstsicher, beinahe hochmütig in »beständ'ger Waffenruh'«. Man glaubt allhier den Frieden für immer sicher und wähnt ihn nach Beendigung des Kalten Krieges durch Konstrukte der politischen Einigung und eine gemeinsame Währung noch zusätzlich befestigt. Der erbittert geführte jugoslawische Krieg (notabene: in einem Währungsgebiet), der eigentümliche britische Ausfall wider Argentinien und einige zaghafte Auslandseinsätze im Troß US-amerikanischer Truppen haben die Gewißheit vom dauernden Frieden in Europa selbst nicht erschüttern können.

Solch eine ungewöhnlich lange Zeit hiesigen Friedens muß mißtrauisch machen. Sollen wir denn glauben, daß dieses zählebige Wesen, das wir Krieg heißen, uns – ausgerechnet uns! – so einfach abhanden kam, verdampfte, sich in Nichts auflöste? War der Krieg Jahrtausende nur ein läßlicher Irrtum? – Womöglich versteckt er sich nur? Er tost ja doch ringsumher ganz beharrlich fort. Auch bedenke man, ob jene, die den Krieg in Europa für nie mehr möglich halten, ihm durch ihre Arglosigkeit etwa neue Wege ebnen. Völker, die einiges davon verstanden, anempfehlen: Qui desiderat pacem, praeparet bellum – Wer Friede wünscht, bereite den Krieg! Und lasse ihn nie außer acht! Nun, derweil sich die Unbekümmerten des ungeachtet in Sicherheit wiegen und entwaffnen, gräbt der Krieg womöglich neues, heimliches Unheil auf. Und vielleicht besteht seine List eben darin: uns arglos, unbekümmert und kriegsblind zu machen. Wo also verbirgt sich der Krieg? Kann es sein, daß es hier ein historisches Novum zu entdecken gilt, dergestalt, daß sich der Frieden als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln bezeigt? Wohl gemerkt: nicht so, wie es Spengler in *Jahre der Entscheidung* dachte, als er Clausewitz wandte und die politische Hegung des Krieges im Frieden meinte. Nein, wir fragen abweichend: Wo und wie wird möglicherweise Krieg im Frieden fortgeführt? Bedient sich die verschwundene Plage neuer Listen und Larven, um ihre Gefräßigkeit im Frieden verborgen zu sättigen? Krieg birgt die List, sich zu verstellen, zu verändern, zu überraschen, hinterrücks und ganz anders zu werden, als man ihn kennt und vermutet. Daß der Krieg überdies klein und schwelend, ungleichseitig und verdeckt geführt werden kann, wissen wir längst. Wenn er überdies staubklein, verschmiert und alltäglich wird, wie in Luft aufgelöst, dann versteckt er sich möglicherweise im Frieden, obzwar in einem falschen, einem kalten. Dann wäre er ein »Kalter Frieden«. Und ein solcher tilgt und nichtet verdeckt und verhalten, damit er als Krieg nicht etwa anrühlich und bekämpft werde.

Die derzeit unter uns gängige Gewalt und Willkür, ob ruchlos oder nur dreist, ist schamlos, sie verhehlt und schämt sich selten noch; vom Krieg allerdings wähnt sie sich fern; es sei denn, sie droht mit Krieg in den Städten, ruft auf zu einem heiligen oder eigenmächtigen. (Was je nach dem ernstgenommen wird, nicht aber als Kriegserklärung.) Der moderne, militärisch institutionalisierte – jus ad bellum: legitime – Krieg hingegen schämt sich seiner notwendigen Gewalt und käme lieber ohne sie aus; er wünschte sehnlich, ein pazifistischer, ein guter, schadloser Krieg zu sein. (Gewisse Gewalten drängen ihn quasi militant dazu.) Nun, wenn der Krieg die Gewalt nicht mehr will und abweist, dann adoptiert ihn womöglich der Frieden und stiftet darum einen – Kalten Frieden?

Es läßt sich vermuten, daß die Summe der Gewalt unter Menschen einigermaßen konstant und allein ihre Verteilung und Ausprägung variabel bleibt. Wird sie hier geächtet, gezähmt oder ganz vergessen oder belanglos, dann keimt sie und die Lust an ihr sogleich anderswo; das Magma quillt aus anderen Rissen. So wälzen sich die Gewichte der Gewalt beharrlich von einer Waagschale zur anderen; sie bedrücken oder peinigigen stetig, egal wen oder wo und wie. Überdies sind die Gewichte der Gewalt so anschiemig, wandelbar und täuschträchtig – wie je Kriegslist. Denkbar also abermals, daß es einen irgend gezähmten Krieg, besser: einen Kalten Frieden, gibt, der seine ihm ganz eigentümlichen Lasten und Drangsale bezeigt.

- 1 Gunnar Heinsohn hat dies vielmals dargelegt.
- 2 Ein militärischer Angriff auf Europas Staaten von außerhalb sei hier jetzt unbedacht, wiewohl auch der nicht unmöglich, denn es gibt Staaten als auch Gewalten mit militärischem Gewicht, die uns zu beugen trachten, wenn auch zunächst kaum fähig hierzu – wohl aber zu Kleinkrieg, Terror und Sabotage. Ansonsten möge man einmal bedenken, was ein künftiger Hegemon, etwa im Unterschied zum derzeit amerikanischen, Europa gegenüber zu wagen bereit sein könnte.
- 3 An anderer Stelle spreche ich – ohne noch den Begriff des »Kalten Friedens« erwogen zu haben – von einem »Vorspiel einer Lebensform der Zukunft (oder Gegenwart)! Nämlich: Verschwinden des Staates. Hochkommen eines verpöbelten Nihilismus. (Wirklich everything goes! Und zwar: Diesseits von Gut und Böse!) Und wer wollte diesem Staat noch Respekt erweisen? Er ist ein geldgefräßiges, fades Fernsehereignis, eine Zeitungssosse, eine künstliche Aufregung und vollauf mit Problemen beschäftigt, die er selbst verursacht. (...) Die Lebensläufe seiner höheren Angestellten (...) fließen glatt und abseits aller breiten, wilden Alltagsströme wohlgeschützt dahin (...). Im Volk aber, im jungen zumal, kommt inhumanste Gleichgültigkeit auf und es gedeiht die Erfahrung der Gewalt als stärkste aller sozialen Handlungen. Das Vorhandensein und Funktionieren öffentlicher Bequemlich-

anabas



ISBN 978-3-87038-371-8 19,80 EURO



ISBN 978-3-87038-376-3 24,80 EURO



ISBN 978-3-87038-322-0 44,00 EURO



978-3-87038-355-8 29,50 EURO



ISBN 978-3-87038-331-2 24,00 EURO



978-3-87038-395-4 24,80 EURO

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Anabas Verlag GmbH & Co. KG in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
 Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
 Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« »Verlag« »anabas verlag

Krieg herrscht eigensinnig. Doch eines scheint gewiß: einen Aderlaß, wie ihn die zwei letzten großen Kriege den Völkern abnötigten, darf dieser kinderarme, gemach dahinwelkende Kontinent nicht mehr wagen. Der massenmordende Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts bedurfte des Reichtums an Menschen; er sättigte sich an der Fülle seiner – wohl auch darum – kriegslustigen Völker.¹ Wenn wir uns den Krieg als einen um seine Existenz besorgten Parasiten denken, begabt mit bewußtloser Schläue, dann müßte er heute, innerhalb Europas,² davor zurückschrecken, Menschen zu fressen. Sie sind rar geworden, und es blieben kaum welche übrig, ihn künftig zu bewirten und zu stillen. Das große Morden und Brennen schnürte dem Krieg die Luft ab und plünderte seinen Brennstoff. Darum wandelt der Krieg sich tunlichst in Frieden. Ein Kalter Friede nämlich, so es ihn, wie wir argwöhnen, gibt, verheert ohne unbändige, maßlose Mordlust; er agiert als ein gemäßigter, enthaltener, lauer Krieg und zielt auf blasse, nicht blutige Beute.

Folglich und abermals die Frage: Könnte der Krieg, zu seinem Frommen, das große Abschlachten und Brandschatzen nicht bleibenlassen, um sich und seine Ruchlosigkeiten in einen Kalten Frieden hinüberretten? Auf das große Gemetzel verzichtend, bliebe er gebändigt, gleichwie beißend, fingierte ewigen Frieden und hielte sich einstweilen an minderer Beute schadlos. Ein gewisser Reichtum ist Europa geblieben; die Vermögen sind breit verteilt. Das wäre die eine Beute. Auch gehören zum Vermögen noch Ordnungen und Tugenden, das wäre die andere. Ein Kalter Friede vertilgt, indem er arm und armselig, siech und dumm macht. Er zersetzt Vermögen, Geist und Gesittung der Menschen, überdies noch all die schwer wägbaren, gewöhnlichen Sittsamkeiten: Zuversicht, Freundlichkeit, Benehmen, Frohsinn und dergleichen. Auch dies sind der Menschen mühsam erworbene Besitztümer; sie stiften Ordnung, Heil und Wohlstand, sind zerbrechliches, nichtsdestoweniger grundlegendes Gut inmitten einer brüchigen Welt. Sie stillen gleichfalls Beutegier.

Indes, ist nicht der hiesige Reichtum längst schon ein geborgter, ein geplünderter? Sind die Fundamente des Geistes und der Gesittung nicht bereits untergraben? Wer in den Städten, ach was, auch auf dem Lande wohnt, wer auf die Bildschirme schaut, der gewöhnlichen Rede lauscht, Witterung pflegt, der ermißt – so er denn sieht, was er sieht – die längst entstandenen Schäden – eines andauernden Kalten Friedens.³ Der Kontinent hat sich längst zu verausgaben, zu erschöpfen, zu verblöden begonnen. Auch hat er hierüber die Kraft verloren, sich zu behaupten als auch den Mut, die Gebrechen nicht nur zu benennen, sondern überhaupt erst zu gewahren. Wie auch immer, Blindheit, Lüge und Ausflucht, das sind ewig falsche Katechonten – oder sind es gar schon Schäden als auch Listigkeiten eines Kalten Friedens?

Könnte gar das europäische Geld, der Euro, mit guten Absichten und friedensstiftend in die Welt gesetzt, sich als *Advocatus diaboli* entpuppen? Streut er nicht längst Zwietracht und Mißgunst unter die europäischen Staaten, und droht er diese am Ende nicht abermals zu berauben und zu beschädigen – wie ehemals Krieg?⁴ Entlarvt er sich als verschlagenes Übel im Gewande hehrer Versprechung? Und stellen nicht überhaupt der hiesige Umgang mit Vermögen, das Leben auf Pump und die Gleichgültigkeit am Geschick künftiger Generationen etwas lange schon – im Frieden! – Zerstörerisches dar? Lautloses Unheil zermorscht seit langem die Fundamente, und unter den noch Saturierten brodelt schon Zorn auf. Allein, wer sich erkühnt, einen Unfug gefährliche Torheit zu zeihen, wird weggewischt und Verderber genannt. Stures Durchhalten gehört sei je zu den Untugenden, nicht nur des Krieges; es triumphieren die heroische Geste, der Starrsinn vermeintlicher Macht und der gewohnte Lauf, befestigt durch Verleumdung.

Gewiß, vielfach schon sind Parallelen zur Spätzeit Roms auffällig gemacht und wiederum bestritten geworden; und doch: Auch uns, die dumm, wehrlos und lustig gewordenen Bevölkerungen des Westens bedrängen von den Rändern her lebensentschlossene, begierige Völker (die sich als Völker erkennen, nicht als Bevölkerungen). Wider unseren duldsamen Agnostizismus bringen sich Unduldsamkeit, Enthusiasmus und Trotz in Formation. Unsere bitter erkämpften Freiheiten sind uns gewöhnlich geworden und den Allerwenigsten der Mühe noch wert. Ein alles Gewährenlassen, nicht, wie behauptet, aus Gründen der Toleranz, sondern der Gleichgültigkeit und Schwäche, zersetzt Bestände.

Und sollte Krieg tatsächlich irgendwann einmal zur *Ultima ratio* werden, da es alles, die Menschen, das Volk, Freiheit, Besitz und Leben zu verteidigen gälte, so wird man sich hier, so beschleicht uns böser Verdacht, vor Kleinmut lieber jedwedem Joch beugen. Denn der Kalte Friede läßt schon beizeiten erstarren, verdummen und bersten.

keiten wird im Nachwuchs für naturwüchsig gehalten (...) und demoliert. Die gesellschaftliche Ächtung jeglicher Form von Anstrengung (Bildung, Haltung, Arbeit, Elternschaft, Verantwortung) wird Konsens. Die alten Formen bürgerlicher Moral (Höflichkeit, Distanziertheit, Zuverlässigkeit, Universalität, Benehmen) sind aufgebraucht, die geistige Kraft zu ihrer Wiederbelebung ist nicht mehr vorhanden. Das Verschwinden des großen Krieges zwischen den Nationen, nicht aber seines Gewaltpotentials, führt zu seiner Umgestaltung, zu seiner Klein- und Regionalwerdung, zu seiner Zerstreuung, Mikroskopierung und Unsichtbarwerdung in Allgegenwart. Furcht und Gewalt werden zum sozialen Grundrauschen (...). Körperliche Arbeit als aggressiver Druckausgleich: obsolet. Sport macht sich dem Krieg längst gleich. Geistige Arbeit als Instrument sozialer Verfeinerung zieht sich hinter die Bildschirme zurück und spielt dort in künstlichen Welten (...). Jeder gegen jeden, aber kein Gott mehr weit und breit für oder wenigstens gegen alle. (...) Der einzeln, unberechenbar Durchknallende (Galgenvögel, Psychopathen, Kriminelle, Serial Killers, Berufene) und die kriegerischen Rotten (als wieder-aufkommende Feudalform: Clan, Gang, Mafia, Räuberbande, Privatarmee und sonstige Hakkapeliitten) setzen sich in den Ruinen staatlichen Gewaltmonopols fest, lösen es weiter auf, zerstreuen und chaotisieren oder organisieren die verwandelten Gewalten vermittelst stammesgeschichtlicher Rituale (Blut, Rache, Ehre, Gewalt). (...) Parole: Proleten, Heloten, Metöken und Hirten aller Länder – haßt euch!« (Thomas Kapielski: Sozialmanierismus. Berlin 2001.)⁴ Es heißt, Mitterand habe den Vertrag von Maastricht als »Versailles, nur ohne Kriege zu deuten gewußt.

DIE FRÖHLICHE ENERGIEWENDE

LANDSCHAFT ALS INDUSTRIESTANDORT

Unser Wahlspruch muss also sein: Reform des Bewusstseins nicht durch Dogmen, sondern durch Analyse der mystischen, sich selbst noch unklaren Bewusstseins.

Marx an Ruge, 1843

Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.

Goethe, Faust

1 DER KINDERGEBURTSTAG

Ein Pressefoto, veröffentlicht am 23.8.2012, zeigt den amtierenden Umweltminister auf Werbetour. Links Daumen hoch und rechts den Stab eines Kinderwindrads haltend, markiert er das Terrain als zukünftigen Standort für Windkraft. Die bunte Lustigkeit des Arrangements ist nicht rein zufällig. Altmaier ist auch, auf anderen Fotos, mit anderen schicken Varianten des Kinderwindrads zu sehen. Diese nette Form, eine politische Überzeugung auszudrücken, hat bereits mediale Tradition. Schon lange wird in Öko-Dokus werbewirksam aus dem Fundus von Kirmes und Kindergeburtstag geschöpft, wenn es gilt, die gute Windkraft anzupreisen, ob mit Rädchen im Knopfloch oder auf den Hut gezaubert. Hauptsache kindlich. Eine Randerscheinung?

Keineswegs, wenn man den lächerlichen Schmuck, mit dem sich der Chef der Energiewende der Öffentlichkeit präsentiert, in seiner propagandistisch-ideologischen Funktion ernst nimmt. So gesehen, ist das Spielzeug nicht harmlos, sondern verharmlosend, Symptom und Symbol einer Ideologie der Verknennung, die mit Mitteln der Infantilisierung operiert.

Wo sich hierzulande die Überzeugung von Notwendigkeit und Richtigkeit der Energiewende manifestiert, herrscht nur kindisch glucksende Selbstzufriedenheit und rosarote Aufbruchsstimmung. Höchst populäre Zentralbegriffe wie »Öko-Strom«, »grüne«, »saubere«, gar »sanfte« Energie lösen einen angenehmen kollektiven Schwips aus, der die Vision einer Wohlfühlgesellschaft, von gemütlichen Energien versorgten und umhегten Lebenswelt befeuert. Die Ersetzung der irgendwie bedrohlichen fossilen Energieformen beinhaltet das Versprechen einer energetisch heilen Welt, in der endlich gefahrlos, ohne Strahlungs- und Klimaängste, auf höchstem Level konsumiert werden darf. »Grüner Strom« befreit vom schlechten Gewissen,

Komfort und Umwelt scheinen endlich im Einklang – eine wahre Spießbürgeridylle, die sich als grandiose »ökologische« Zukunftsvision verschleiert.

2 DIE MASCHINE UND DAS MÄDCHEN

Die Semiotik der von der Energiewende inspirierten Werbung beweist feines Gespür für den Mainstream und seine Mythen. So zeigt der Spot eines gewendeten Energiekonzerns zwei kleine Mädchen, die spielerisch über den riesigen kreisenden Schatten eines Rotorblatts springen. Das Pikante an dieser Szene ist ihre Doppelbödigkeit. Einerseits wird hier einer Wunschökonomie entsprochen, die Windpark und Spielplatz nicht auseinanderhalten kann und den Weg aus dem fossilen Zeitalter in das der Erneuerbaren als triumphalen Einzug in die globale Idylle feiert. Andererseits legt der Spot schlaglichtartig die weltferne Stupidität dieser Einstellung bloß, getreu der Einsicht von Heiner Müller, dass »Sinnsetzen sofort Apparate in Gang setzt, die dafür sorgen, dass dieser Sinn erfüllt wird«.¹

Unverkennbar und leicht zu verkennen: Den Öko-Sinn erfüllt zuvorkommend der Konzern durch zwangsweise Integration der Mädchen in den technischen Apparat, der nun, zur Mega-Maschine angeschwollen, den ganzen Raum erfüllt und, als Übervater sozusagen, das kindliche Spiel streng kontrolliert und im Rhythmus der Rotoren steuert, aber eben auch beschützt und behütet, sehr zur Freude der Wende-Eltern, die im Spiel der Unschuld mit dem großen Windrad, dem guten Riesen, das Symbol einer friedlichen Zukunft erblicken, in der Mensch und Technik, Kind und Industrie endlich harmonieren, gemäß der von Trittin bis Altmaier gepredigten Konvergenztheorie, nach der sich Ökologie und Ökonomie² immer mehr liebhaben, gemäß den Harmonie- und Ganzheitsvorstellungen, die, seit der klassischen Epoche der ökologischen Gesellschaftskritik (sechziger bis Mitte der achtziger Jahre), den abschüssigen Pfad von der weltaufschließenden kritischen Idee³ zur Phrase und naiv-weltlosen Imagination genommen haben – in Abwesenheit der von ihren Epigonen entsorgten ökologischen Kritik, die einst überall die Kraftfelder des repressiven technischen Apparats aufspüren wollte und heute nur noch in den Kraftfeldern ihrer eigenen Illusionsbildungen festsetzt.



Peter Altmaier zeigt stolz sein regenbogenbuntes Windrad.

3 GESCHICHTSLOSIGKEIT

Die medial vermittelte öffentliche Meinung zur Energiewende ist von einer schwerwiegenden Diskrepanz gekennzeichnet: der Diskrepanz zwischen der harten, äußerst ungemütlichen Realität einer expansiv wie intensiv radikalen Transformation und der süßlich verklärten Wahrnehmung von ihr. Markenzeichen des falschen ökologischen Bewusstseins ist seine Idyllisierung, die sich als eine Übersetzungstätigkeit versteht, in der das Verständnis des Vorgangs als technologische *Revolution* dem überbordenden Bedürfnis nach *Utopie* geopfert wird. Ein intellektuelles Opfer, das ein geschichtsloses Bewusstsein zurücklässt, außerstande, die Energiewende als bloße, wenn auch radikale Sequenz im Fortschreiten der technisch-industriellen Revolution zu begreifen, in der sich diese Gesellschaft spätestens seit dem 19. Jahrhundert befindet. Als ob man mit der Ersetzung der Fossilen durch die Erneuerbaren in einem Raum *jenseits* der Geschichte von Industrialisierung und Technisierung angekommen wäre.

Wie sonst ist es möglich, dass man bei der litaneienhaften Präzisierung der schönen neuen Energiewelt als »Öko« nicht in lautes Gelächter ausbricht? Die kollektive Humorlosigkeit hat ihren Grund in einer schizoiden Abspaltung, die die Energiewende aus der Teleologie der technisch-industriellen Revolution mit ihrem Imperativ der Totalisierung herauslöst. Eine Schizo-Ökologie, die eine gespaltene Wahrnehmung ermöglicht, der, mit Blick auf die Erneuerbaren, das Technische nicht als technisch, das Industrielle nicht als industriell erscheint.

Neben Geschichtslosigkeit auch Bildungsferne: Als hätte jene im weitesten Sinne technikphilosophische Linie, vom italienischen Futurismus (Marinetti) über Brecht, Jünger, Heidegger,

¹ Heiner Müller: Gespräche 2. Frankfurt/Main 2008. S. 384.

² Von Trittin bis Altmaier ist die stolze Phrase verbindlich, ökologische Politik würde Wirtschaft und Ökologie versöhnen. Wie gemütlich! Kapitalismuskritik leider hinfällig.

³ Die »klassische« Ökologie in den Sechzigern ist wesentlich Kritik des umweltzerstörenden Kapitalismus und des komplementären expansiven technischen Apparats. Siehe dazu André Gorz, Ivan Illich, Fritjof Capra u.v.a.

Jaspers bis Virilio führend, nie existiert. Ob technophile oder technikkritische Intention, an jedem Punkt dieser Linie gilt die Einsicht, die Karl Jaspers 1956 so zusammenfasst: Das Finale von Industrialisierung und Technisierung sei die integrale »Weltfabrik«, das heißt: »Die Erdoberfläche wird zusehends eine Maschinenlandschaft.«⁴

Damit man diese Verwandlung als Weg zur Utopie einer »grünen« Energiewelt missverstehe, muss ihr revolutionärer Charakter prinzipiell verkannt, gewissermaßen unrealisiert werden. Utopie ohne Revolution, ohne deren Dynamik der Überwältigung, der großen entfesselten Kräfte, wahnwitzigen Beschleunigungen (Wendebeschluss!), Verabsolutierungen der Macht und ihrer Apparate, kurz: Frieden ohne Krieg – auf dieses idyllische »ohne« stützt sich die Lebenslüge, von deren Suggestionen die Mentalität der Energiewende zehrt. Die wohl letzte, aber wirkungsmächtigste Variante des Nachwendediskurses – gemeint hier die Wende 1989 –, der so schön vom Ende der Geschichte schwafelte, um den universellen Frieden zu verkünden.

4 ANÄSTHESIE

Nun ist schon rein ästhetisch offenkundig, dass die Energiewende dem technisch-industriellen Totalisierungszwang auf besonders radikale Weise gehorcht. Man muss nur hinsehen: Landschafts- und Naturästhetik werden großflächig liquidiert zugunsten gigantischer Industriestandorte (euphemistisch: »Windparks«), die paradoxerweise die Utopie einer ökologisch gestalteten Lebenswelt vorbereiten helfen sollen. Ästhetische Einwände, ohnehin spärlich und schwächlich vorgetragen, werden mit jenem für die politischen Strategen der Wende typischen Zynismus abgekanzelt, von Trittin-Altmaier bis hinunter zum hessischen SPD-Vorsitzenden, der schon vor ein paar Jahren gewichtig bemerkt hat, im Zuge der energetischen Umgestaltung sei Ästhetik unwichtig geworden, denn es gehe nur noch ums Überleben.⁵

Die Aussage ist doppeldeutig. Zum einen will sie die industrielle Vernichtung von Ästhetik pragmatisch legitimieren mit dem üblichen Hinweis auf die Überlebensrisiken von Atom und Klimawandel. Und wer wollte leugnen, dass es dem Menschen primär um sein nacktes Überleben geht? Zum anderen artikuliert sich, neben der Pragmatik, eine höchst wirksame Anästhesie, eine gegenüber dem progressiven Verlust naturästhetischer Ressourcen abgestumpfte, nicht länger irritierbare Wahrnehmung. Worauf sich die mediale Strategie der Marginalisierung stützt, die die dem Großen Projekt widerstrebende Ästhetik für irrelevant erklärt. Als sei man endlich in der totalisierten, geschlossenen virtuellen Welt angekommen, wo der Blick nach draußen durch den Bildschirm ersetzt wurde, dessen Perspektive

die realen traditionellen Lebenswelten, als wären sie aus Pappmaschee, untertunnelt und aushöhlt.

Wenn schon keine veraltete und überflüssig gewordene Naturästhetik mehr, dann doch wenigstens eine moderne, apologetische, dem Vorbild des Futurismus folgende technizistische Ästhetik? Dies schon gar nicht, weil sonst das ästhetische Subjekt die propagierte Synthese von Öko und Techno nicht mehr nachvollziehen könnte, um sich voll und ganz, auch ästhetisch, zu Techno zu bekennen – ein von der Wende-Ideologie tabuisierter, unmöglicher Schritt, der aber nur darauf wartet, eines Tages auch politisch vollzogen zu werden, um die romantizistischen Öko-Illusionen in einem sachlich-harten, reinen und offen propagierten, mit Ernst Jünger zu sprechen: »heroischen« Technizismus aufzulösen.

Die technikphilosophische Tradition, von der oben schon die Rede war, gelangte zu ihren weitreichenden Erkenntnissen über die industrielle Revolution stets über eine voll entfaltete Ästhetik der technischen Moderne. Wenn Marinetti das Geräusch eines »aufheulenden Automotors« über die »Schönheit der Nike von Samothrake«⁶ stellt, geschieht dies im Rahmen einer umfassenden, alle Momente der städtisch-industriellen Lebenswelt ergreifenden Ästhetisierung. Was man in den Städten sehen, hören und riechen kann (Fabriken, Lärm, Abgase usw.), wird futuristisch zur perzeptiven Folie, auf der sich der Diskurs triumphaler Maschinenwelten einschreibt, um darin gleichzeitig Einblick in das Getriebe der industriellen Revolution und dessen sonst verborgene Tendenzen zu erhalten.

Musste sich vor hundert Jahren der ästhetische Technizismus noch auf den Erlebnisraum moderner Städte beschränken, so käme er heute, der Windkraft sei Dank, auch auf dem Lande voll auf seine Kosten. Aber: Während Marinetti, Jünger, Brecht u. a. eine radikale Sensibilisierung des ästhetischen Sinns für die technische Moderne fordern, um deren abgründige Wirklichkeiten aufzuspüren, gilt heute, im Schatten der Wende-Mentalität, das Gegenteil – entsprechend der wie von einem strengen Über-Ich kommenden Aufforderung, dass der Blick Windparks auf gar keinen Fall in technizistischer Perspektive stattzufinden habe. Man freut sich über Wind, der gesund die Mikrowelle antreibt, und glotzt »grün« – und nur so ist es gestattet.

Eine doppelte Anästhesie: Man schießt entspannt auf Naturästhetik und ist gleichzeitig zu verklemmt, wild den Marinetti zu tanzen. Öko ist gerettet, indem man sich nur insgeheim, neurotisch-unbewusst, der Lust hingibt, in eine Welt einzutauchen, in der Natur durch den technischen Apparat endlich substituiert wäre. Die Öko-Utopie ist in Wahrheit die des vollendeten, sich krebsartig über die Erde erstreckenden technischen Apparats.

Symptomatisch in diesem Kontext die ministeriale Chuzpe (Trittin, Altmaier), entgegen der piepsigen Behauptung, Windräder seien »hässlich«, diese volltönend als »schön«, ja sogar

»superschön«⁷ zu deklarieren. Siehe da! – ein Reflex unbewusster Einstellung, futuristischer Impuls, verlogen von seinen Wurzeln abgeschnitten, zufriedenes Grunzen, das, weil rein propagandistisch nützlich, die Mundhöhle verlassen darf.

5 MEIN LEIB UND ALLES

Um noch einmal Heiner Müller zu zitieren: »Technik ist die Utopie der kapitalistischen Staaten.«⁸ Und man muss hinzufügen, dass diese Utopie erst ausreifen konnte, als man das Wundermittel einer »ökologischen Technik« für sich entdeckt hatte. In der Fusion technischer Mittel mit ökologischen Zielsetzungen lag die Chance einer sozialpsychologischen Konfliktlösung, insofern man den sich vollendenden technischen Versorgungsapparat als den verleugneten, verdrängten Utopieraum nun guten Gewissens bejahen konnte, wenn er nur durch die Präzisierung »Öko« gerechtfertigt war. Die ursprüngliche (André Gorz, Ivan Illich u.a.), gerade auf fundamentale Kritik des technischen Apparats angelegte Polit-Ökologie degenerierte so allmählich zum stupiden Mythos einer »guten« Technik, mit der man gegen das »böse« Pendant zu Felde zieht. Das ökologische Imaginäre war gerettet und der tiefere Traum vom technischen Apparat gut bedient – eine typisch neurotische Konfliktlösung, die sich stets im Symptom von Schwarz-Weiß-Dualismen – hier fossil gegen erneuerbar – manifestiert.

Der latente Technizismus des falschen ökologischen Bewusstseins geht einher mit einem tiefgreifenden Einstellungswechsel, der die Öko-Präzisierung ausschließlich an Sekuritätsinteressen bindet und damit das Moment der »Freiheit von Nützlichkeit«, ursprünglich fester Bestandteil der ökologischen Programmatik, fallen lässt. Ein primitiver Hedonismus ist an die Stelle der komplexen Philosophie getreten, die sich in den Ursprungsdiskursen der Ökopolitik von den sechziger bis zu den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu erkennen gab. In Lothar Schäfers *Bacon-Projekt*⁹ (1993) wird diese Kehre beispielhaft nachvollzogen, indem der Autor zunächst, mit Blick auf Kant, das »Naturschöne« in die ökologische Programmatik einbindet, um dann dessen normative Unverbindlichkeit festzustellen: »Es wird erwartet, dass die Ästhetik uns zu Wertschätzungen führt, die unser Handeln normieren und regulieren könnten. Diese hohen Erwartungen teile ich nicht.«

Ökologisches Bewusstsein, das eine in »Naturachtung mündende (...) neue ästhetische Sensibilität« fordert, hat schlechte Karten, weil sich diese Forderung nicht mit dem unmittelbaren subjektiven Interesse an Sicherheit berührt, das auf die Nutzeffekte des technischen Apparats angewiesen ist. So bleibt für Schäfer, nachdem er widerstrebende Aspekte der klassischen Ökologie abgeräumt hat, als normativer Kern von New Ecology der zum Zentrum des Verhältnisses Mensch-Natur erhobene

menschliche »Leib«. Schäfer macht die Revision in der Unterscheidung von »kosmologischem« und »physiologischem Naturbegriff« kenntlich, mit dem Effekt, dass sich Ökologie durch einen in Reinkultur wiederhergestellten dogmatischen Utilitarismus ersetzt findet. Nun sind alle »Nutzungspraktiken« gerechtfertigt, die es dem menschlichen »Organismus« erlauben, in Natur sich zu »behaupten und gesund leben zu können«.

Wellness, Diätplan und Biokost liegen auf einer Linie mit Wind- und Solarkraft, sofern es nur noch um den intakten »Leib« und dessen unmittelbare Lebensforderungen geht, die Natur endgültig zum Beschaffungsraum für den physiologischen Menschen degradieren. Öko ist also in Wahrheit Bio, und Bio liebt jede Form von Techno, wenn sie nur gesund hält. Und um dies zu kaschieren, braucht Bio Öko.

6 DIE INVASION

Was ist eigentlich gemeint, wenn aus den Lautsprechern die Melodie von der »sanften Energie« ertönt und zukunftsfröhliche Fotos von »Windparks« eingeblendet werden? Zugegeben, das Windrad strahlt nicht radioaktiv und emittiert auch kein CO₂. Das ist wirklich eine gute Sache. Trotz dieser beiden hervorragenden Eigenschaften mutiert der Liebling der Energiewende noch lange nicht zur Kokospalme, sondern bleibt, was er ist, nämlich technisches Instrument, als Kernstück eines überdimensionalen technischen Apparats (digitale Netze, bald bis in jeden Bereich des Haushalts reichend, Stromtrassen/Schneisen, Pumpspeicher mit ihren weggesprengten Bergkuppen, Umspannwerke usw.) von nie dagewesener Dominanz und Sprengkraft. Sieht man einmal von der naturästhetischen Seite ab (abgehakt), bleibt die hochgradige *Okkupanz*, also das strategische Vermögen von Technik und Industrie, Territorium zu besetzen und gründlich neu zu formatieren, nach dem Vorbild der radikalen Transformationen, die der technische Krieg¹⁰ invasorisch mit besetzten Territorien vornimmt.

⁴ Karl Jaspers: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Frankfurt/Main 1956. S. 110. Dazu auch folgendes, mit Blick auf die Erneuerbaren prophetisches Zitat: »Aber die Versuche, Technik durch Technik auf den Weg des Heils zu bringen (...) müssen sogar verschlimmern. Am Ende wird der Teufel nicht durch Beelzebub ausgetrieben.« (Jaspers, a.a.O., S. 179) Wow!

⁵ Thorsten Schäfer-Gümbel in einem Interview mit der *Berliner Morgenpost* im Jahr 2009.

⁶ Zum Futurismus, speziell zu Marinetti, siehe Manfred Maengel: Das Wissen des Kriegers. Berlin 2005. S. 357–370.

⁷ Trittin wörtlich in »Inas Nacht« (TV) gegenüber Ulrich Tukur's Vorwurf, das Windrad sei »hässlich«. Der Schauspieler hat danach schnell den Schwanz eingekniffen.

⁸ Müller, a.a.O., S. 601.

⁹ Lothar Schäfer: Das Bacon-Projekt. Frankfurt/Main 1999. Zu den Themen Naturschönheit und physiologische Ökologie s. S. 214–237.

¹⁰ Paradigmatisch die Bilder, in denen Ernst Jünger's Kriegstagebücher die invasorische Verwandlung der zivilen Lebenswelt in eine militärisch-kriegerische zeigen. Siehe dazu: Maengel, a.a.O.

Einer gestörten kollektiven Wahrnehmung muss man das Einfachste ins Gedächtnis rufen: Ein Windpark ist eine Fabrik, die Energie produziert, Punkt. Dass da zwei oder drei gute Effekte stattfinden, ist *kontingent*, insofern sie das »Wesen der Technik«¹¹ unberührt lassen, das sich durch solchen Firlefanz wie CO₂-Reduzierung und so fort nicht irritieren lässt.

Eine Fabrik, vorbildlos in ihren Vertikalen wie Horizontalen, Dimensionen, die die technisch-industrielle Topographie revolutioniert haben. Das traditionelle Fabrikwesen ist punktuell, die Kraftwerke bilden Punkte der Geographie bzw. industriellen Topographie. Ganz anders Wind- und Solarkraft, die, horizontal, die *große Fläche* in die Energieproduktion einführen. Durch die zur Horizontalen hinzukommende extreme Vertikalität des Windrads findet sich die Industrie überdimensional *verräumlicht* – eine perfekte Strategie der Deterritorialisierung, insofern diese Okkupation das betroffene Territorium für die *Ersetzung* durch einen digitalen Raum disponiert.

Es handelt sich nämlich beim Projekt der Energiewende nicht um die technisch-industrielle Besetzung von territorialen Sektoren, deren Umfang begrenzt wäre. Ein energiepolitischer Partikularismus wäre vielleicht noch zu verkraften. Die Dynamik der energetischen Erneuerung jedoch zielt, sowohl extensiv wie intensiv, auf das Territorium insgesamt, das unter dem Aspekt der *energy landscape* zur reinen Folie umfassender industrieller Nutzung mutiert. Eingebettet ist diese Transformation in das universelle, selbst in orbitale Räume ausgreifende Mega-Projekt des *Geo-Engineering*, in dessen Diskurs die in der industriellen Moderne ständig schwelende technokratische Hybris endlich ihren bündigen Ausdruck gefunden hat.

Visionen einer technophilen oder technophoben Science-Fiction realisieren sich in Landschaften, die in den Rang eines technisch durchkomponierten Industrieparks erhoben wurden, in dem sich alle möglichen Komponenten der Erneuerbaren versammelt finden. Natur- oder Kulturlandschaft überleben auf diesem neu geschaffenen Planeten nur noch als Rudiment, als spärliche Überreste, im animierten Fehlfarben-Grün etwa, spurend zwischen Solarfläche und Windpark, Pumpspeicherwerk und Starkstrommasten, zwischen Biomasseanlage und, als Beispiel für das, was sich in Planung befindet, Chlorophylltürmen, die den Stoffwechsel der Bäume nachahmen.

7 HELD UND ANTIHELD

So hat sich eine *heroische* Technophilie seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert den finalen Weltzustand vorgestellt – von Marinettis energetisch durchgestyltem »neuem Italien« bis hin zu Jüngers globalen, keine Grenzen mehr kennenden »Werkstättenlandschaften«. Allerdings haben diese Autoren

zweierlei nicht vergessen: zum einen das folgerichtige Bekenntnis zum technokratischen Nihilismus. Die traditionellen Bestände, die Sinnressourcen, werden aufgezehrt. Marinetti befiehlt: »Tod dem Mondschein!« Zum anderen die Machtfrage: *Wer herrscht in diesen Werkstättenlandschaften?* Damit es nicht die technischen Instrumente selber sind, wird ein neuer heroischer Typus postuliert, der »Ingenieur« oder »Arbeiter«, der die totale Technikwelt leidenschaftlich bejaht, als Prämisse, in dieser Energie- und Arbeitswelt Herrschaft ausüben zu können.

Unser *postheroisches* Zeitalter gefällt sich darin, die mit der zunehmenden Technisierung aufzugebene Problematik der Technokratie zu verleugnen und auszugrenzen, befangen in der naiv-eindimensionalen Annahme, die neue Energiewelt sei der Glücksfall einer durch Industrie und Technik humanisierten Lebenswelt – die Illusionsbildung des physiologischen, im Grunde weltlosen Subjekts, das sich hinter die »grünen« Mauern von Sekuritätsapparaten flüchtet, um seiner Ohnmacht nicht innezuwerden.

¹¹ S. Martin Heidegger: Die Technik und die Kehre. Pfullingen 1962.

SELBSTSORGE FÜNF VOR ZWÖLF

»Kümmre dich um deine eigenen Angelegenheiten!« Das ist, alles in allem genommen, leichter gesagt als getan. Und handelt es sich dabei überhaupt um eine Maxime, die der verantwortliche Zeitgenosse unterschreiben dürfte? Der intellektuelle Tross der Warner und Schwarzseher ist jedenfalls nicht willens, den Fortbestand des Äons, unserer unseligen Nachkriegsära, unserer kollektiven Wohllebens- und Friedensexistenz in den westlichen Demokratien auf hohem Wohlstandsniveau, einfach kommentarlos zu schlucken. Vor solchem Hintergrund erscheinen die »eigenen Angelegenheiten« als eine regelrecht reaktionäre Haltung, Ausdruck einer Vogel-Strauß-artigen Intimitätsideologie, oder?

Apokalypse wird sein! Das ist der kategorische Imperativ, der hineinwirkt in die feinsten Verästelungen noch der feinsinnigsten Dichtkunst heute. Kein Geringerer als Peter Handke ist seit seiner politischen Exzentrizitätsphase (haltlose Verteidigung der »serbischen Sache« im letzten Balkankrieg) nicht davon abzubringen, dass der Dritte Weltkrieg ohnehin begonnen habe. Das ist für einen Dichter, der doch Goethe – »Wer immer strebend sich bemüht...« – und Stifter zu seinen Geistesverwandten zählt, ein unerwarteter Eskapismus.

Besonders Stifter ist, könnte man sagen, *der* Dichter der Selbstsorge. Um die Welt in Ordnung zu halten, muss man lernen, sich um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Ja, sich *in rechter Art und Weise* darum zu kümmern, im eigenen Haus, am Arbeitsplatz oder in der freien Natur, *bedeutet*, die Welt in Ordnung zu halten. Alles Weitere, der ganze politische Denk- und Aktionsraum, welcher das Individuum immer als Teil eines Kollektivs begreift, umfasst und nivelliert, ist abgeleitet: sekundär, tertiär.

Es ist hingegen gerade das Phantasieren des Dritten Weltkriegs, das Herbeiphantasieren einer Unfriedlichkeit, es ist das *Heart of Darkness*-Syndrom ohne dazugehörige Außenfinsternis, das einen tiefen Einblick in die Seele des Apokalyptikers gewährt. Obwohl die Friedensseele zuinnerst danach strebt, sich einen gestalthaft-bedeutsamen Raum der eigenen Angelegenheiten zu erschließen, sich darin zu runden *und* zu weiten, hat sie sich politisierend ans Draußen verloren. Dort sucht sie, ihrer selbst entfremdet, nach dem Grund des allgemeinen Unfriedens, den Grund, den sie aber nirgendwo finden kann – es sei denn im »Herzen der Menschen« selbst. Und so beginnt sie schließlich vom Frieden zu reden, als ob sie ihn noch nie bei sich selbst, bei ihren eigenen Angelegenheiten, angetroffen hätte.

1981, im dramatischen Gedicht *Über die Dörfer*, kündigt Handkes Alter Ego, die Seherin Nova: »Der ewige Friede ist möglich« – ein Satz, dessen Hohlheit im Nachhinein gegen jenen spricht, der ihn niederschrieb. Man bedenke: Bis zu den Jugoslawienkriegen, die Handke zu seiner eigenen, ihn aus seinem ureigenen Zentrum herausdrehenden Angelegenheit machen wird, dauert es noch zehn Jahre. Danach erst, nachdem die serbischen Massaker vorbei sind und die Waffen am Balkan wieder schweigen, wird dem gegen die Westfriedensmächte revanchistisch gesinnten Dichter die Welt zu einem Ort des Unfriedens. An diesem Ort, so heißt es in der Geschichte *Kali*, »wütet« bereits seit langem der Dritte Weltkrieg – »unerklärt, wenig sichtbar, aber umso böser«. Und erst jüngst, anlässlich eines Interviews, das Handke zum Erscheinen seines *Versuchs über den Stillen Ort* dem österreichischen Fernsehen gab, erklärte er uns allen, wo genau dieser wenig sichtbare Weltkrieg wütet: Wir ahnten's, »in den Herzen der Menschen« ...

Spätestens seit 1982 ist es fünf vor zwölf, denn damals, vor genau dreißig Jahren, brachte der singende Philosoph Udo Jürgens seinen Schlager »Fünf Minuten vor zwölf« auf den Markt. Auch darin geht es regelrecht scherisch zu:

»Und ich sah einen Wald, wo man jetzt einen Flugplatz baut. Ich sah Regen wie Gift, wo er hinfiel, da starb das Laub. Und ich sah einen Zaun, wo es früher nur Freiheit gab ...«

Öl und Teer verschmutzen den Strand, in der Stadt zählt der Mensch nicht mehr, eine Frau erfriert vor Einsamkeit, auch für das Kind ist niemals Zeit, ein Friedensmann stirbt an einer Kugel. Hass in den Augen blindwütig Gläubiger, Bomben und Minen, Schieber, Klugschwätzer, Fanatiker. Ja, es ist fünf vor zwölf, aber noch besteht Hoffnung, denn:

»Doch ich sah auch die Angst, die so viele zur Einsicht bringt. Jemand sagte zu mir, dass die Zukunft grad erst beginnt.«

Dieser in Töne gesetzte Schmonzes bringt, trotz seiner intrinsischen Verlogenheit (der Sänger glaubt, es bekümmere ihn *wirklich*, dass die Welt den Bach hinuntergeht), dennoch ein typisches Zeitproblem zum Ausdruck. Wo beginnen die eigenen Angelegenheiten und wo hören sie auf? Man sieht dies und man sieht das; und »sehen« bedeutet hier, im Fünf-vor-

zwölf-Betroffenheitszirkus, zugleich ein quasi existenzielles Sich-in-Beziehung-Setzen zu dem solcherart Gesehenen.

Das ist nicht selbstverständlich. Was bekamen die Menschen im Laufe der Zeit nicht alles zu sehen? Darunter fanden sich Katastrophen, Gräuel, Tragödien, Schicksale, an denen ganze Völker litten oder überhaupt zugrunde gingen. Man nahm die Dinge, die man nicht ändern konnte oder wollte, zur Kenntnis. Man schüttelte den Kopf, dann ging man wieder seinem Tagewerk nach. Denn es handelte sich um Dinge, deren Erzählungen man zwar nicht versäumen wollte, die einen aber ansonsten nichts angingen. Man musste sich schließlich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Dazu war es aber erforderlich, dass man wusste, was die eigenen Angelegenheiten eigentlich sind, wo sie anfangen und wo sie enden. Im Udo-Jürgens-Schlager wird ein Lamento angestimmt, das, wie es scheint, vor gar nichts mehr haltmacht. *Die Selbstsorge ist auf die Rutschbahn der globalisierten Menschheits-sorge geraten*. Jedes Unglück, das irgendwo auf der Welt passiert, jede Ungerechtigkeit, jede Gemeinheit, jede Verzweiflung rückt ein in den Pathosbereich dessen, für den der geradezu biblische Auftakt angemessen scheint: »Und ich sah...«

Das Lamento macht vor gar nichts mehr halt, weil es vor gar nichts mehr haltmachen *kann*. Alles, was dem sensiblen Menschen unter die Augen kommt, wird zu seiner Angelegenheit, und wenn es sich bloß darum handelt, dass ein Mensch, der dank des Satellitenfernsehens dem TV-Konsumenten hierorts nahegerückt wird, auf der anderen Seite der Erdkugel leidet, weil er dort nämlich einsam ist. Dazu passt, dass der optimistische Ausblick – es ist die umlaufende Angst, die viele zur Einsicht bringt – zu einer Phrase der gleichsam selbstlosen Selbstsorge anschwillt: »Jemand sagte zu mir, dass die Zukunft grad erst beginnt.«

Die universal gewordene Selbstsorge, die alle umfasst, welche durch ihre Angst zur Einsicht gebracht werden, setzt nicht mehr auf dich oder mich, nicht mehr auf uns als Individuen, die jeweils einen Namen tragen. Nein, »jemand« ist es, ein ganz und gar Anonymer, der die Botschaft übermittelt, die der Sängerseher nun seinem Publikum mitteilt: Die Zukunft beginnt gerade erst, jetzt, fünf vor zwölf.

Und es ist akkurat die Absurdität des Bildes, die davon entlastet, dass mit dem Universalwerden der Selbstsorge eine un-menschliche Überforderung eintritt. Wie soll man in das Konzept der eigenen Angelegenheiten – also desjenigen, was jeden von uns individuell angeht und worum man sich, als Selbstbesorger, in erster Linie kümmern sollte – die Sorge um den Fortbestand der Menschheit, gar des ganzen Ökosystems, einbauen? Derart entstehen irre, weil wirr entgrenzte Formen der Betroffenheit und des Aktivismus, die nicht selten in einem regelrecht autistischen Beharren auf Privatheit gipfeln.

Diese Zwickmühle wird im Schlager gesprengt, weil unver-

hohlen eine *Deus ex machina*-Lösung in Aussicht gestellt wird. Dass jetzt, fünf vor zwölf, die Zukunft gerade erst beginnt, wendet Heideggers apokalyptischen Satz »Nur noch ein Gott kann uns retten« ins Affirmative. Während der Philosoph des Seins längst alle Hoffnung auf den kommenden Gott hatte fahren lassen – ER, der *deus absconditus*, wird nicht kommen, der Mensch ist nicht mehr zu retten –, scheint im Schlager die Rettung auf die denkbar humanste Weise möglich. Denn der Mensch, belehrt durch Angst, wird noch rechtzeitig zur Einsicht gelangen, weswegen auch – so wie einst die Stimme Gottes aus den Wolken sprach – nun ein »Jemand« (das sind wir alle und niemand Besonderes) dem Sänger die Heilsbotschaft bringt, »dass die Zukunft grad erst beginnt«.

Dass doch noch alles gut wird, wird uns mittlerweile in Österreich von einem der reichsten Männer hierzulande versprochen, der gerade dabei ist, seine neue Partei zu formieren.

Wie immer der Fall des achtzigjährigen Multimilliardärs Frank Stronach ausgehen mag, ob er mit seiner zusammengekauften »Partei der Werte«, dem *Team Stronach*, im österreichischen Parlament überdauern wird oder nicht, dem Zuseher drängte sich im Zuge eines der frühen, un gelenkten Fernsehinterviews des Neopolitikers unwillkürlich eine Frage auf: »Wäre es nicht besser, dieser alte Mann würde sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern?«

Gewiss, die Frage ist auf eine vordergründige Weise unsinnig. Frank Stronach betrachtet, nach einem höchst erfolgreichen Leben als Selfmademan und multinationaler *entrepreneur*, nun, wie er sagt, den Dienst am österreichischen Volk als seine eigene – ja eigenste – Angelegenheit. Was eigentlich gibt's daran auszusetzen?

Als ich neulich in einer animierten Runde saß, die – so will ich schon um meiner selbst willen annehmen – aus lauter klugen Menschen bestand, wurden der Reihe nach folgende Themen diskutiert: Stronachs Partei der Werte, Europa als Bundesstaat, die Fußfessel für Kinderschänder, J.K. Rowlings Krimidebakel, die Kastration von Haustieren, der autofreie Tag, die Beschneidung aus religiösen Gründen, der Kammerdiener des Papstes, das Schmelzen des Polareises, die Kärntner Politbande nach Jörg Haider und noch einiges mehr. Bis dann einer aus der Runde, ein Sauertöpfischer, der bisher gar nichts gesagt hatte, nörgelnd jenen Einwand vorbrachte, der uns anderen für einen Moment lang nicht nur die Laune verdarb, sondern – was in diesem Moment als besonders störend empfunden wurde – stutzen und aufhorchen ließ: »Kümmert ihr euch eigentlich ab und zu um eure eigenen Angelegenheiten?«

Aber wie es sich in animierten Runden des Öfteren verhält, ging die Substanz des sauertöpfischen Einwurfs in Geläufig-

keitsrhetorik unter. Im Zentrum des lustvollen Getümmels der Argumente stand die Meinung, dass man sich sehr wohl um die eigenen Angelegenheiten kümmern, wenn man sich um die Probleme der Öffentlichkeit Gedanken mache. Denn erstens sind wir alle zusammen die Öffentlichkeit, nicht wahr? Und zweitens hängt mittlerweile alles mit allem zusammen, oder nicht? Wir sind vernetzt und globalisiert. Im Zustand der globalen Vernetzung sind die Angelegenheiten der anderen immer auch die eigenen, und umgekehrt.

Die sogenannten eigenen Angelegenheiten sind also ganz und gar keine Inseln im weltweiten Getriebe, sondern samt und sonders ökonomisch und sozial vermittelt. Baust du dir hier, in einem netten österreichischen Winkel, ein Einfamilienhaus, dann musst du einen Kredit aufnehmen, den du einer Bank schuldest, die mit Finanzprodukten operiert, die weltweit an den Börsen gehandelt werden. Werden die Börsen unruhig, wirst auch du, der du womöglich keine einzige Aktie besitzt, auf dem bereits betonierten Fundament deines Traumhauses unruhig. Du kannst dich nicht hinstellen und sagen: »Was gehen mich Swaps und Derivate an?«, wenn akkurat sie es sind, die den Markt destabilisieren, weil sich dir völlig unbekannte Heerscharen von Spekulanten in risikoreiche Termingeschäfte einbringen, hoffend, Gewinnsummen zu erzielen, denen du nicht einmal in deinen wildesten Träumen nachjagen würdest.

Noch während hin und her diskutiert wurde – »Kann uns der Kammerdiener des Papstes nicht wirklich egal sein?« –, warf uns der Saueröpfische plötzlich den Begriff der Selbstsorge hin, als ob's ein Knochen wäre, den es nun abzunagen gälte. Ach ja, die Selbstsorge! Sie wird selten genug erwähnt, obwohl der Begriff, wie unter Kennern gerne gesagt wird, schon den alten Griechen geläufig war. Damals, in jener fernen Zeit, war die »Lebenskunst« (*ars vivendi*) ein wichtiger Teil des Nachdenkens. Denn mochte der Mensch auch ein Wesen der Gemeinschaft sein, so doch nur insofern, als es darum ging, sich in seinem eigenen Wirkungskreis, seinem persönlichen Leben, gut und richtig einzurichten; und nicht umsonst war die »Glückseligkeit« (*eudaimonia*) ein zentrales Ideal der Ethik – ein Ideal, das heute hoffnungslos antiquiert anmutet.

Dementsprechend kenne ich viele Zeitgenossen, die keinen Lebensvorfall mehr als ihren privaten »kommunizieren« können. Selbst das Intimste, die Liebe zu einem anderen Menschen, verbindet sich rasch mit dem Geschlechterdiskurs. In alle Angelegenheiten mischen sich ständig Stimmen und Standpunkte, die uns daran hindern, unsere Angelegenheiten noch als unsere eigenen zu begreifen. Wenn man sich einst Sorgen um sein Seelenheil machte, dann hatte da keine Politik mitzureden; das war eben eine Sache zwischen dem Gläubigen und seinem Gott.

»America nowhere«, so lautete das Thema des *steirischen Herbstes* 1992. Gemeint war die Allpräsenz der US-Kultur auch bei uns – eine Präsenz, die schon keiner mehr merkte. Seit damals hat sich die Lage verändert. Die USA leben im Schatten des Foltercamps Guantánamo Bay, ungelöster geopolitischer Konflikte und einer zehrenden Wirtschaftskrise. Neuer Antiamerikanismus machte sich bei uns breit. Er erhielt einen Dämpfer durch die erste Wahl Obamas zum Präsidenten, formierte sich jedoch während dessen Amtszeit wieder, weil diese keinen wirklichen Erneuerungsprozess brachte.

Und dann geschah Seltsames. Der Wiederwahl Obamas ging ein unbeschreiblicher Medienhype voraus. Staunend nahm der Beobachter zur Kenntnis, dass die Anteilnahme des österreichischen Volkes an den Wahlkampfeignissen in den USA eine Intensität erreichte, die man hierorts bei Wahlkämpfen kaum jemals vorfindet. Wie war das möglich? Ein erster Hinweis ergibt sich aus der Faszination des Schaukampfs zweier Führungspersönlichkeiten. Man weiß, dass hinter deren Worten, was immer sie für das Land bedeuten mögen, ein immenses Maß an Macht und Reichtum steckt, also die Insignien »wahrer« weltlicher Herrschaft.

Die USA sind eine Führer- und Lobbyisten-Demokratie. Das bringt eine Entpolitisierung der Massen mit sich, legt man das Politikverständnis zugrunde, welches im Idealfall für Westeuropa prägend war. Der amerikanische Patriot ist stolz auf sein Land wegen der Freiheiten und Chancen, die es ihm bietet, falls er sich nach Kräften um seine »eigenen Angelegenheiten« – sein berufliches Fortkommen, seine Familie, seinen Besitzstand, seine Religion und die guten Werke (Charity) – bemüht. Obwohl Obama für die Einführung einer allgemeinen Krankenversicherung agitierte, spielen soziale Gemeinwohlinhalte, die bei uns das eigentlich Politische ausmachen, eine untergeordnete Rolle.

Der amerikanische Patriotismus ist, vor unserem Hintergrund latenter oder gar offener Politikverdrossenheit, hinreißend. Da verschmilzt die Liebe zum eigenen Land mit dem Bedürfnis nach Selbstachtung, jedenfalls für den Durchschnitt jener, denen es durchschnittlich gut, und auch jener, denen es durchschnittlich schlecht geht. Wir hingegen leben in einer Parteiendemokratie, deren Prinzipien wohlfahrtsstaatlich ausgerichtet sind. Parteiendemokratien dieses Typs sind wesentlich Versorgungsdemokratien. Es gibt ein angespanntes Wechselspiel zwischen individuellen Wohllebenswerten und der Forderung nach sozialer Gerechtigkeit.

Solche Demokratien gewinnen ihr Selbstverständnis dadurch, dass weltanschaulich geprägte Parteien und ihre »Beschaffungsorganisationen« (Bünde und Kammern) die Wähler mit einem Kompaktprogramm des guten Lebens in der Gemeinschaft locken. Und wo mit dem Slogan »Weniger Staat!« gelockt wird, soll zwar weniger Staat sein, aber nicht zuungunsten der allgemeinen »Lebensqualität«. Ein »schlanker Staat«, der die öffentlichen

Leistungen ihres versorgungsdemokratischen Charakters be-
raubte, hätte bei uns politisch keine Chance.

Daraus entspringen paradoxe Haltungen. Einerseits erwartet man vom Staat, sich um viele Dinge zu kümmern, die prinzipiell auch stärker in der Selbstverantwortung der Bürger liegen könnten, etwa Bildungsplanung oder Altersvorsorge. Andererseits wird akkurat der Sozialstaat zum Ursprung einer hartnäckigen Politikverdrossenheit. Er gilt schließlich als der Hauptverantwortliche, wenn nichts funktioniert, wie es müsste. Als Grund wird die Korruptheit der Politikerklasse genannt, die, statt dem Gemeinwohl zu dienen, in die eigene Tasche arbeitet.

Heute zeigen Untersuchungen, dass die Österreicher mehrheitlich erklären, sie seien mit ihrem Leben zufrieden. Gleichzeitig belegen andere Umfragen einen Zustand der Politikverdrossenheit, die bereits Momente einer Demokratieverdrossenheit erkennen lässt. Offenbar lagert man aus dem Zufriedenheitsbereich der »eigenen Angelegenheiten« alles sozial Negative ins Politische aus. Man liebäugelt daher – wie erst jüngst unser Stratosphärenheld Felix Baumgartner – mit dem Gedanken, ein »wenig Diktatur« wäre nicht schlecht.

Derlei Entgleisungen sind ein Spiel mit dem Feuer. Denn weil der typische Politiker hierzulande keine mitreißende, charismatische Figur ist, sondern ein kompromissgeübter Gemeinwohltaktiker, glost das Verlangen nach einem »starken Repräsentanten«, einem echten Führer der Nation weiter. Das, postum klammheimlich verehrte, Phänomen Jörg Haider, eine Mischung aus Volksnähe und Skrupellosigkeit, ließ die Glut aufflammen. Haiders Politik der »Dritten Republik« wurde patriotisch zugejubelt, bestand sie doch in einer Aufrüstungs-offensive nationaler Gefühle, zu Lasten der »Altpolitiker«, kriminellen Ausländer, Sozialschmarotzer und Volksverräter.

Kein Zweifel, es gibt, bei laufendem Antiamerikanismus, eine Neigung zur amerikanischen Leadershipshow als Politikum. Ansonsten wäre es undenkbar, dass der Führerpartei des Multimilliardärs Frank Stronach dermaßen viel Sympathie zuwächst. Sein sogenanntes Team ist eine zusammengekaufte Ansammlung politischer Nullen und sein fadenscheiniges Programm hat mit dem, was wir Österreicher, Mitglied der EU, unter einer europasolidarischen Haltung verstehen, nichts zu tun.

Bevor wir, nach den Präsidentschaftswahlen jenseits des großen Wassers, uns also patriotisch weiter erhitzen, möchte ich – in Würdigung unseres glanzlosen Politikertyps – zu bedenken geben: »Die gestandene Demokratie gedeiht am besten in der abgestandenen Luft des Wohlfahrtsstaates.« Und ja, heute, da wieder einmal frischer Erneuerungswind gefordert wird, bin ich mehr denn je dafür, diesen Satz ins Schulbuch aufzunehmen – nicht zuletzt wegen der Sorge um die rechte Selbstsorge. Diese vermag nur in einem Klima zu gedeihen, wo die Probleme des Einzelnen nicht auf die Zwänge des blanken Überlebens herab-

gedrückt werden, aber auch nicht in einer Überidentifikation mit dem großen Ganzen zu einer patriotischen oder karitativen Entfremdung vom eigenen Leben führen.

Heute klafft dort, wo wir um uns selbst besorgt sein sollten, allzu oft eine nervöse Leere aus Existenzangst, Karrierenot und brüchigen Beziehungen – eine Leere, die gefüllt sein will. Deshalb die regelrecht manische Wut, mit der wir uns fortwährend um die Angelegenheiten anderer kümmern, weil sie uns doch, vermittelt durch »universelle Werte«, alle etwas angehen, nicht wahr? Das Heer der Korrupten, Unfähigen, Lächerlichen erfüllt uns mit dem Vergnügen, guten Gewissens von uns selbst absehen zu dürfen.

Was würden wir auch sehen, wenn wir uns im Spiegel unserer Entäußerung betrachteten? Die Selbstsorge scheint zu einem Phantom geworden, das sich politisch nicht mehr korrekt ausdrücken lässt. Haftet ihr nicht etwas politisch Inkorrekt an? Es ist doch, als ob man nicht teilnehmen wollte, sich vielmehr, demokratievergessen, an einen Ort zurückziehen möchte, wohin keine Statistik, keine elektronische Akte, keine »gemeinsame Verantwortung« mehr reicht. Wäre so ein Abstandnehmen nicht verantwortungslos?

Nein, es ist vermutlich umgekehrt. Je mehr man die Menschen dazu verleitet, statt sich um ihr eigenes »Seelenheil« zu kümmern, an einem alles durchdringenden politischen Diskurs teilzunehmen, desto heftiger macht sich eine Verdrossenheit breit, die zuerst der Politik und dann der Demokratie gilt. Am Ende wird man den populistischen Personen-, ja Führerkult deshalb begehren, weil er nicht zuletzt eine Erlösung vom Politischen verspricht.

Man wird – so das Versprechen – den Schweinekoben Demokratie und den Augiasstall Europäische Union ausmisten, damit wir uns endlich wieder ungestört um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern können. Freilich, im populistischen Wertestaat sind unsere eigenen Angelegenheiten erst recht die des Führers, auch wenn dieser ohnehin nur will, was »das Volk« will. Aber keiner von uns *ist* das Volk, sondern jeder ist ein Einzelner – sein eigener Einziger, niemand anderes. Als solcher habe ich einen Anspruch darauf, ich selbst sein zu dürfen. Das aber ist nur möglich, wenn mein Recht auf Selbstsorge ernstgenommen wird, statt als egozentrische Untugend an den Rand des Sozialen gedrängt und vom Politischen überwuchert zu werden.

Anmerkung: Die voranstehenden Petitessen sind zu lesen als Teile eines erst herzustellenden, größeren Ganzen, das den Titel tragen soll: »Kümmere dich um deine Angelegenheiten! Über die Selbstsorge«.

NATURSCHUTZ IN DER KLIMAFALLE DIE HYBRIS DER BIOSPHÄRENMANAGER

Klimaschutz ist nicht nur das erklärte Hobby der deutschen Kanzlerin, sondern gilt auch als eines der wenigen Beispiele dafür, dass sich das Gute eben doch demokratisch durchzusetzen beginnt, wenn nur alle guten Menschen es lautstark genug anmahnen.

Viele meinen gar, es handle sich um das ehrgeizigste Projekt des weltweit erfolgreich agierenden Natur- und Umweltschutzes. In Wirklichkeit handelt es sich um einen Pyrrhussieg. Der Umweltschutz hat tatsächlich einen Sieg errungen, indem es ihm gelungen ist, neben das Ziel *Verbesserung der Lebensbedingungen* (Wachstum) das Ziel *Sicherung der weiteren Ausbeutbarkeit* (Naturhaushalt, Nachhaltigkeit) als Grundkonsens der sogenannten Weltgemeinschaft zu stellen und als sichersten Weg dorthin die Wahrung des Status quo der erdgeschichtlichen Verhältnisse zu proklamieren. Aber den größeren Sieg erringt die Megamaschine der Verwirtschaftung, indem es ihr gelingt, aus der Bewahrung der Ausbeutungsbedingungen neue profitable Geschäftsfelder zu machen.

Wesentlich für die Durchsetzung der Klimatheorie war es, dass diese einen einzigen Parameter zum Sündenbock machte und wechselnde Schuldzuweisungen je nach politischen und wirtschaftlichen Interessen ermöglichte.

Ein Beispiel: Die Hochwasserprobleme, die wir haben, sind zwar nicht durch Klimawandel, sondern durch Flussverbauungen verursacht.¹ Aber sie auf den Klimawandel zurückzuführen, liegt im Interesse derer, die sonst dafür gerade stehen müssten: der Kraftwerkswirtschaft und der Landesplanung. Ist der Klimawandel erst einmal als Hauptursache benannt, können ganz andere Schuldige dingfest gemacht werden – etwa ein Hausbesitzer, der sein Haus dämmen muss, oder im Extremfall sogar wieder derselbe Fluss, den man jetzt noch in ein klimaschonendes Wasserkraftwerk verrohrt. So wird die angebliche Klimakatastrophe hochgejubelt, eben deshalb, weil sie niemandem zuzuweisen ist und man mit Klimaschutz beliebige Kosten-erhöhungen und Investitionsprogramme rechtfertigen kann. Versicherer erhöhen die Beiträge mit dem Argument, der Klimawandel lasse die Risiken steigen, statt offen zu sagen, dass die Schadenssumme nicht infolge der wachsenden Zahl von tropischen Stürmen und Fluten oder Hochwassern wächst, sondern durch munteres Hineinbauen in gefährdete Gebiete. Generell steigen versicherbare Risiken mit der Bevölkerungsverdichtung,

wachsendem Wohlstand und wachsendem Unwillen, sich in natürliche Bedingungen zu fügen. Aber dagegen haben Versicherungen nichts; Risiko ist ja ihr Geschäft. Weitere Nutznießer des Klima-Alarmismus sind die Institute der Klimabürokraten und Klimaforscher.² Nicht zu vergessen die Politik, die ein unproblematisches, da beliebig verschiebbares Feindbild und eine Rechtfertigung für alle möglichen Steuern und Abgaben erhält. Und dieses Feindbild gewinnt an Bedeutung. Die Figur des Klimaleugners – als des Ketzers gegenüber der Staatsdoktrin – rückt heute in den Rang des Holocaustleugners auf. Die Pulitzer-Preisträgerin Ellen Goodman hat tatsächlich geäußert, »dass die Leugner der Erderwärmung mit den Holocaustleugnern auf einer Stufe stehen, auch wenn die einen die Vergangenheit leugnen und die anderen die Gegenwart und Zukunft«. Das durfte sie freilich nur sagen, weil sie Jüdin ist.³

Während so mancher Ökotheoretiker sich freut, versucht der Naturschutz, auf der Welle zu reiten, die er mit ausgelöst hat und nicht mehr stoppen kann, indem er z. B. Moorschutz als Klimaschutz im wahrsten Sinne des Wortes »verkaufte«. Der Moorschutz wird heute tatsächlich zum Teil aus Mitteln des Klimaschutzes finanziert. Aber die Verluste an Natur im Namen des Klimas übersteigen bei weitem die Gewinne. Der Naturschutz müsste folglich versuchen, vom immer schneller fahrenden Zug der Globalbewirtschaftung im Namen des Klimas abzuspringen. Das wollen die großen Verbände freilich verhindern. Viele Naturschutzfunktionäre ähneln heute schon rein physiognomisch den Karrieristen in der Wirtschaft. Nicht nur Greenpeace ist ein Konzern, auch die demokratischen Verbände folgen der Logik von Medienkonzernen: Vorrang hat, was Mitglieder bringt. Mit wachsender Mitgliederzahl wird man jedoch

¹ Z.B. *Der Spiegel*, Nr.19/2007, S. 156, und Josef Reichholf: Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends. Frankfurt/M. 2007, S. 199. Auch Ernteauffälle durch Bodendegeneration und Artenschwund – mit verschiedensten Ursachen – werden gern dem Klimawandel zugeschoben.

² Dass es sich um ein über das übliche Zusammenspiel akademischer Seilschaften hinausgewachsenes Kartell handelt, belegen die Ergebnisse von Hacker-Recherchen, wonach Daten, die die gängigen Theorien stören, nicht veröffentlicht werden und notorischen Ketzern die Publikationsmöglichkeit genommen wird. (*Der Spiegel*, Nr. 50/2009, S. 164 f.)

³ Die *FAZ* titelte ebenfalls 2007 vorsichtiger: »Den Klimawandel zu leugnen, ist kriminell.« (Zit. nach Helmut Böttiger: Klimawandel, Gewissheit oder politische Machenschaft? Petersberg 2007, S. 5 u. 102.)

nicht weniger abhängig von staatlichen Mitteln (da sich zugleich die Aufgaben erweitern), obendrein aber abhängig vom Mainstream-Bewusstsein der Mittelschicht, das von Massenmedien geprägt wird, die ihrerseits vom Kapital abhängig sind.

Von der ursprünglichen Attraktivität der Klimatheorie für den Naturschutz ist kaum etwas übrig geblieben. Dass Naturschützer die Klimatheorie zunächst attraktiv fanden, ist verständlich, weil es gut zur allgemeinen Vorstellung vom Menschen als planetarischem Zerstörer passte. Ist die Besorgnis ums Klima doch auch eine Folge der Stockholmer Konferenz und sind in Rio (1992) doch sowohl die Agenda 21 und die Konvention über biologische Vielfalt⁴ als auch die Rahmenkonvention zum Klimawandel (aus der 1997 das Kyoto-Protokoll entstand) verabschiedet worden.⁵ Rio liegt zeitlich fast genau in der Mitte zwischen dem Beginn der internationalen Umweltkonferenzitis (Stockholm 1972)⁶ und dem Sieg der Phrasendrescherei trotz enormer internationaler Mobilisierung (Kopenhagen 2009). Damit hat die Konferenzitis einmal die Erde umrundet.

Umweltschutz war nie das Gleiche wie Naturschutz.⁷ Dass man dies leugnete, hängt auch mit der Erfolgsträchtigkeit des Umweltschutzes und mit der Hoffnung auf technische Lösungen zusammen. »Umweltschutz ist es, den Schaffhauser Rheinfall zur CO₂-Vermeidung in der Röhre zu stecken, Naturschutz ist es, ihn weiter völlig unnützlich herunterdonnern zu lassen.«⁸ Für Wasserkraft gilt: Das Wasser kommt zwar immer wieder nach, die Landschaft aber ist meist unwiederbringlich zerstört, weshalb die Kraftwerke – in Anbetracht dessen, was sie verbrauchen – eigentlich »Landschaftskraftwerke« und nicht Wasserkraftwerke heißen müssten.

Aber die Frage nach der Gefahr einer Rückwirkung wurde von der Frage der Machbarkeit abgelöst. Die »Biosphäre zwei« ist zum Modell der ersten geworden wie auch der Computer mit seiner Trennung von Software und Hardware zum Modell des Gehirns, das ihn ersann, und der Pflanze als komplexer biochemischer Fabrik.

Es wäre freilich ein Fehler, den Wandel zu leugnen, weil man die Konsequenzen der Klimahysterie fürchtet. Natur ist nicht statisch. Die Hysterie ist großenteils Ausdruck der jüdisch-christlichen Apokalyptik im Zeitalter der Technikgläubigkeit. Es war durchaus legitim, sie auszunutzen, aber die Gefahr war dabei, unter die Lawine zu kommen, und eben dies ist geschehen. Dass es einen anthropogenen Anteil gibt, ist nicht zu leugnen. Aber er ist nicht bestimmbar, weder quantitativ noch qualitativ. Und veränderlich ist nicht gleich veränderbar. Alles, was sich darüber sagen lässt, gehört in das Ressort Propaganda oder, freundlicher gesagt, der Umweltbildung, die als Gegengewicht zur Naturentfremdung zwar nötig und zweckmäßig ist, aber all-

zu leicht in Propaganda mündet. Heute triumphiert die Hybris, der Mensch spiele in der Liga der Grundkräfte der Natur mit, auch bei sogenannten Grünen, die einst mit dem Slogan *Small is beautiful* angetreten waren.

Viel spricht dafür, dass die Klimaerwärmung eine Art von Selbstheilung ist (vielleicht ein Fieber der Erde, wie Klimapropagandisten alarmistisch sagen, ohne zu bedenken, dass Fieber keine Krankheit, sondern eine Gegenwehr des Körpers ist). Dieses Fieber erschüttert die Selbstgefälligkeit der Art Homo sapiens, die sich nach der letzten Eiszeit die Herrschaft über die Erde angemaßt hat. Nicht das Überleben des Menschen ist gefährdet, sondern dessen Hybris. Nur die gemütliche und berechenbare Natur Europas ermöglichte den abendländischen Aufschwung der Technik, der im Zuge der Globalisierung auch in Regionen exportiert wurde, in denen die Natur weniger tolerant gegenüber Eingriffen ist.⁹ Aus dieser Einsicht lässt sich die folgende These ableiten: Solange die Erde sich in eiszeitlichen Maßen wandelte, war an Sesshaftwerdung und Ackerbau nicht zu denken, und die Entwicklung des Homo sapiens geriet – aus unserer Perspektive – ins Stocken. Dem Ende der politischen Dominanz Europas wiederum folgt das Ende der Dominanz der europäischen Lebensform.

Die europäische Technik, entstanden in der mitteleuropäischen »Wiesenlandschaft«,¹⁰ scheint nicht universalisierbar und auf weniger ruhige Klimazonen nicht übertragbar zu sein. Und wie die Technik erweisen sich die neueuropäischen Werte des Sozialdemokratismus als nicht globalisierbar. Sie basieren auf einer Überflussgesellschaft, die es sich leisten kann, kulturfremde Nichtbürger zu alimentieren.

Die Apokalypse-Szenarien des Natur- und Umweltschutzes der siebziger Jahre waren zu unpräzise. Nicht den Menschen als Art schüttelt die Erde ab, wie es die falsche Artgenossensolidarität unterstellt. Vielmehr hat sich eine fehlgegangene Sonderform, der Homo faber technicus, die Lebensgrundlage entzogen. Allerdings wird die Kollision mit einer weniger berechenbaren Natur zunächst ein weiteres Aufbäumen seiner Megamaschine auslösen. Wer den Namen »Naturschützer« zu Recht trägt, beteiligt sich an diesem Endkampf nicht und steht emotional auf Seiten der Naturgewalten, die das Gebilde aus Menschenhand als Tand erscheinen lassen.

Der Klimawandel ist Selbstheilungsprozess. Er konfrontiert auch den Menschen der mitteleuropäisch zahmen Region mit stärkeren Schwankungen.¹¹ Damit verdrängt er die modische Ideologie einer kontrollierbaren bzw. gar nicht als eigenständige Größe gegebenen Natur. Hinzu kommen weitere, kleinere Segnungen: Der Klimawandel drängt den Wintersportwahn zurück, verdrängt die Fichte aus den Ebenen, beschert schöne warme Sommer und regenreiche Winter und Frühjahre.¹² Er vollzieht sich in einer Zeitdimension, die eine schleichende Ge-

wöhnung und keine Gegenmaßnahmen begünstigt. Das sollten wir zu verstehen anfangen.

Die Anfälligkeit von Naturschützern für jene Ideologie rührt auch daher, dass es sich bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der »Klimaskeptiker«, besser: *Dissidenten* der propagierten Zivilerlösungsreligion,¹³ um Vertreter wirtschaftlicher Interessen oder gar um bekannte neoliberale Ideologen handelt – dass sie der Gegenseite somit viel näher stehen, als es scheint. Gewiss ist einem Naturschützer ein Al Gore¹⁴ mit seiner Menschheitsrhetorik erst einmal sympathischer als ein Vaclav Klaus, dem es nur um billiges Wachstum geht. Aber möglicherweise sind die Interessen, die hinter Al Gore stehen, für die Natur viel schädlicher als die des klassischen Liberalen. Denn die vom Klimawahn forcierten Auflagen fördern die wirtschaftliche Konzentration: Die Großindustrie verlangt Auflagen, aber eben *einheitliche* Restriktionen, denen alle Unternehmen unterworfen werden sollen. Und diese Maßnahmen sollen einen langen Vorlauf haben, damit die Kosten kalkuliert und auf die Kunden abgewälzt werden können. Wer sollte denn etwas gegen Gerechtigkeit und Berechenbarkeit einzuwenden haben? Aber die mit diesen Prinzipien begründeten Maßnahmen begünstigen die kapitalkräftigen, global agierenden Konzerne gegenüber lokalen mittelständischen Unternehmen.

Zur Schadensbegrenzung wäre zunächst eine Entglobalisierung des Denkens¹⁵ einzuleiten. Der Slogan »global denken, lokal handeln« war gut gemeint, aber hat sich als Einfallstor für Betrug erwiesen und ist zu revidieren. Global denken kann niemand; es gibt nur globales Nichtdenken. Die globalen Zusammenhänge nämlich sind unendlich kompliziert und weder der Erfahrung noch dem selbständigen Denken zugänglich – wohl aber der Manipulation und Ideologie, die wiederum von denen eingesetzt werden, die sich Medienmacht kaufen. Je komplexer die Zusammenhänge sind oder scheinen, desto erfolgreicher setzen sich Experten gegen demokratische Entscheidung durch und desto weniger trauen die Menschen ihrer eigenen Wahrnehmung und Urteilsfähigkeit. Nicht weil es stinkt und staubt, protestieren sie gegen den wachsenden Verkehr, sondern wegen der Treibhaustheorie und weil ihnen die Medien Angst vor den Feinstaubteilchen einjagen.

So wenig, wie es ein globales Denken gibt, oder etwas, das überall richtig wäre, gibt es Kultur im Singular – global ist nur die Unkultur. Alle Kulturen sind regional, auch deshalb, weil Kultur stets verortet ist,¹⁶ sich auf konkrete Natur bezieht. Ebenso wenig gibt es Klima im Singular¹⁷ – nur Klimata.

Symptomatisch ist das unsinnige Gerede von Klimagerechtigkeit. Natur und Gerechtigkeit sind Gegensätze. Die Verteilung der Bodenschätze und Siedlungsbedingungen auf der Erde hat mit Gerechtigkeit nichts zu tun. Wer dem gegensteuern will (wie z. B. der Stalinismus, der es erzwingen wollte, dass auch am

4 Freilich kann man auch hier fragen, ob nicht infolge dieser Konvention der Artenschutz auf ein falsches Gleis gekommen ist. Hybris ist die Vorstellung, Klima sei machbar.

5 Karl-Heinz Ludwig: Eine kurze Geschichte des Klimas. München 2007. S. 155f.

6 Schon in Stockholm wurden wirksame Maßnahmen zugunsten der Entwicklungsländer hintangestellt. Eine unselige Rolle spielte dabei die als Vertreterin der »bevölkerungsreichsten Demokratie« apostrophierte Repräsentantin aller Humanitätsduselei, Indira Gandhi. Wirkungen hatte Stockholm dagegen in China, wo, angeregt durch diese Konferenz, 1980 die radikale Bevölkerungsbegrenzungs politik einsetzte. Dem Klimaablasshandel hat sich China aber verweigert. Propagandist der »nachhaltigen« Raumschiffökonomie war ein Schweizer Ingenieur, Ernst Basler, der 1982 ein Buch unter dem Titel *Strategien des Fortschritts* veröffentlichte.

7 Schon beim ersten Wasserkraftboom ab 1910 wurde die Zerstörung der Flüsse mit dem Argument der Überwindung der schädlichen »schwarzen Kohle« durch die neue »weiße Kohle« gerechtfertigt (vgl. dazu Reinhard Falter: »Geschichte und Gegenwart von Wasserkraftnutzung und Naturschutz«, in: Ralf Sartori (Hrsg.): Die neue Isar. Bd. 4; S. 173–191.)

8 Bernd Uhrmeister: Rettet unsere Flüsse. Oberschleißheim 1998.

9 Die Japaner hatten, als sie Atomkraftwerke in den Einzugsbereich von Flutwellen stellten, wohl völlig vergessen, was der Philosoph Watsui Tetsuro, der das Klimatische als ein »Dazwischen« (*betweenness* = reine Wirkung ohne Gegenständigkeit) verstand, noch vor sechzig Jahren als ein Spezifikum der japanischen Kultur erkannte: Dass die Japaner ihre Häuser nicht erdbebefest zu bauen versuchen, sondern so, dass diese, wenn sie einstürzen, ihre Bewohner nicht erschlagen. Fazit: Mit der Natur leben, statt sie auszugrenzen. Noch vor sechzig Jahren hatten in der Tölzer Unterstadt die Häuser im Erdgeschoss selbstverständlich Steinfußböden (und keine Schränke). Wenn das Wasser kam, wurden Truhen nach oben getragen. Heute hingegen tragen die Leute, wenn Hochwasser kommt, ihr Zeug eher nach unten, um es von der Versicherung ersetzt zu bekommen.

10 Diesen Begriff hat der japanische Klimaphilosoph Watsui Tetsuro den Wüsten und dem Monsunklima gegenübergestellt. Vgl. Reinhard Falter 2006 unter Bezug auf Succow, der sagte, unsere Technik sei der mitteleuropäisch zahmen Natur, in der sie entstanden ist, angepasst. Unter Monsunklimabedingungen richtet die Technik noch viel mehr Unheil an als bei uns.

11 2 Grad Erwärmung in den letzten 140 Jahren und weitere – prognostizierte – 2 Grad in den nächsten vierzig Jahren z. B. in Südbayern sind, verglichen mit einer Eiszeit, nahezu bedeutungslos. Aber für einen Mentalitätswandel dürfte es reichen

12 Wolfgang Seiler in: Unter Palmen am Chiemsee. Benediktbeurer Gespräche. Allianz Umweltstiftung 2007, S. 19 ff.

13 Hans-Joachim Lüdecke schreibt: »Den Weltuntergang durch menschenverursachtes CO₂ zu vermeiden, wird die Erlösungsformel des 21. Jahrhunderts werden, denn hiermit wird dem Wähler glauben gemacht, seine Schuldigkeit an der Schädigung der Natur abgegolten zu haben.« (Hans-Joachim Lüdecke: CO₂ und Klimaschutz: Fakten, Irrtümer, Politik. 2. Aufl. Bonn 2008. S. 152.

14 Es gibt ein bemerkenswertes Interview mit dem Klimaskeptiker Richard S. Lindzen, in dem dieser die Botschaft einer Rede von Al Gore in dem sarkastischen Satz zusammenfasst: »Haben Sie Mut, dem Konsens beizutreten, machen Sie das öffentlich und nehmen Sie sich die Freiheit, Abtrünnige zu unterdrücken.« Lindzen wertete diese Aussage als »eine Kombination von Verrücktheit und Korruption«. Namentlich nennt er den General Investment Fund, der selbst massiv im Emissionshandel tätig sei (Kurt G. Blüchel: Der Klimaschwindel. München 2007. S. 197), und Lehmann Brothers, Apple und Google als seine Strippenzieher. Der Unfug eines »Ökologischen Marshallplans« (als ginge es um neues Wachstum) stamme ebenfalls von Al Gore, der wie seine Friedensnobelpreiskollegen Kissinger, Begin, Carter u.a. ein Agent jüdisch-amerikanischer Interessen sei. Um billigen Antisemitismusvorwürfen vorzubeugen, glaubte Richard S. Lindzen sagen zu müssen: »Ich bin ein Holocaust-Überlebender, meine Eltern flohen 1938 aus Deutschland. Wer mich einen Klimaleugner nennt, beleidigt mich.« (Lüdecke: a.a.O., S. 139ff.)

15 Die heute »globalisierungskritisch« genannten Bewegungen sind keine wirklichen Antiglobalisierungsbewegungen, sondern befürworten eine andere, meist von sozialistischen Ideen und Drittweltromantik geprägte Globalisierung.

16 Reinhard Falter: Natur prägt Kultur. München 2006.

17 Für die ganze Erde kann nur eine mittlere Jahrestemperatur bzw. Niederschlagsmenge errechnet werden, womit diese aber ihre Aussagekraft verliert. Hans-Joachim Lüdecke stellt fest, »dass ungewöhnliches Wetter die gewöhnliche Eigenschaft von Wetter ist.« (Lüdecke, a.a.O., S.71.)

Nordmeer Tomaten wachsen), ist ein Feind der Natur. Kultur hat nichts zu tun mit der Schaffung möglichst überall gleicher Lebensbedingungen, sondern entsteht jeweils unterschiedlich unter jeweils einzigartigen Bedingungen.

Fassen wir das Problem unideologisch auf, dann spitzt es sich auf eine schlichte Frage zu: Wollen wir den letzten Bach verbauen, wollen wir die Totalverspargelung der Landschaft durch Windkraft und neue Leitungsmasten? Wollen wir die Zerstörung der Böden und der noch verbliebenen landwirtschaftlichen Strukturen durch subventionierte »nachwachsende Rohstoffe« – dafür, dass es noch mehr Menschen geben kann?

Die Entscheidung darüber muss geheim und lokal sein, denn Wahrnehmung steht hier gegen Theorie und das, was als Ratio und Moral – im Interesse weiteren Wachstums – propagiert wird. Es steht Qualität, die nur der Urteilskraft, nicht der quantifizierenden Theoriebildung zugänglich ist, gegen Quantität, Nichtmessbares gegen Messbares, Eisvogel und Erholungswert von Landschaften gegen CO₂-freien Strom. Es geht um den Primat des Nächsten gegenüber dem Fernen, um Subsidiarität und Abstufung der Verantwortung statt eines Systems der organisierten Verantwortungslosigkeit. Haben wir uns für unser Gefühl und die Qualität des Menschseins gegen dessen unbegrenzte Quantifizierung entschieden, glauben wir auch nicht mehr an die Universalisierbarkeit und die Gleichheit aller Menschengesichtigen. Denn natürlich optieren wir nicht dafür, dass wir verhungern, sondern die anderen. Der unverbauete Fluss hier ist uns näher und mehr wert als Land für Bangladeshis, die beim Ansteigen des Meeresspiegels untergehen. Das eine liegt in unsere Verantwortung, das andere nicht. Flüchtlingsströme sind heute nicht bedrohlich, weil wir – wie einst die Römer in der Konfrontation mit Völkerwanderungsmigranten (für die auch das Klima eine Rolle spielte) – zu wenig Waffen hätten, um sie abzuwehren, sondern weil unsere Kultur so ausgehöhlt ist, dass wir nicht mehr das Gefühl haben, es lohne sich, sie unter Einsatz aller Mittel zu bewahren.

Das alles klingt in modernen Ohren ketzerisch, wäre in den Ohren von neunundneunzig Prozent der Kulturmenschen aller Zeiten aber selbstverständlich. Wir haben uns vom *consensus omnium gentium* entfernt, und damit eben auch von der Natur, und uns für eine naturfeindliche, sogenannte universelle Ethik entschieden.

Wenn die heute gängige Ratio naturfeindlich ist, dann muss man eben gegen diese Ratio sein, und man muss die Menschen, die noch Instinkt haben, davor schützen, sich in naturfeindlichen Diskursen rechtfertigen zu müssen.

Der Naturschutz hat mit seiner Orientierung am – allenfalls kurzfristig erfolgreichen – Klimaschutz sein Naturverständnis noch weiter deformiert, als dies durch die Übernahme des mechanistischen und darwinistischen Missverständnisses ohnehin schon der Fall war.

Statt sich aber dem Funktionalismus anzupassen und Natur in ökonomischen Kategorien zu beschreiben, müsste umgekehrt die losgelassene Ökonomie als eine Entgleisung beschrieben werden, die noch absurder ist als die Idee vom Perpetuum mobile (weil sie auch noch ewiges Wachstum verspricht). Die Inszenierung eines Perpetuum mobile überzeugt nur so lange, wie sie parasitär Natur fressen und in Unnatur (Müll) verwandeln kann.

Oder kann man mit einer falschen Theorie und mit schäbigen Interessenträgern im Boot zufällig doch in der richtigen Richtung weiterkommen? Ist nicht die Schadstoffminimierung beispielsweise ein richtiger Schritt? Leider nicht. Der Faktor Schadstoffbelastung ist aus naturschützerischer Sicht hinsichtlich des Artensterbens und des Landschaftsschwunds zu vernachlässigen, heute noch mehr als 1970.

Selbstverständlich ist die Reduzierung der Schadstoffbelastung – als Nebenfolge der Klimahysterie – grundsätzlich zu begrüßen. Die Frage ist nur, ob die negativen Auswirkungen von Energiewende und Klimahysterie nicht die positiven bei weitem übertreffen.

Es scheint also an der Zeit für den Naturschutz, nicht nur die Allianz mit der Klimahysterie und dem globalen Nichtdenken aufzukündigen, sondern auch die Allianz mit einem Verständnis von Umwelt als Ensemble von Stoffen, wie es ab 1970 an die Stelle der Allianz mit Heimatfragen getreten ist.¹⁸ Zwar kann man mit der Angst vor Schadstoffen nach wie vor Menschen mobilisieren, sie aber eben auch auf Naturzerstörung einstimmen. Die Alternative kann nicht die Allianz mit der Sehnsucht nach Lebensqualität in Gestalt der Lebensstildebatte sein, denn das sind Luxusinteressen, die immer nur bedingt Priorität haben und in Wirtschaftskrisen verdunsten. Eine Allianz wäre nur mit einer antiglobalistischen, das Subsidiaritätsprinzip zum Fokus machenden Bewegung sinnvoll, wie sie sich aus der Wut über Spekulanten in New York oder Athen entwickeln könnte. Aber wovon wir wegkommen müssen, ist die Absolutsetzung des menschlichen Eigenlebens, ohnehin nur ein theoretisches Postulat – wir lassen ja auch heute Millionen Menschen verhungern, obwohl es nicht allzu teuer wäre, dies zu verhindern. Mit ihr ist vielleicht Staat, aber keine Kultur zu machen. Dies erfordert jedoch, dass der Naturschutz eine Kehrtwende macht und sein Heil nicht mehr in Globalisierung und Generalisierung sucht, vielmehr darauf verweist, dass der Mensch nicht existiert, um die Welt einzurichten, sondern um sich an seinem Ort einzurichten. Und dass er keine Verantwortung für den Himmel, wohl aber für die Erde trägt.

¹⁸ Der Heimatschutz war die Verbindung von Natur und Kultur. Die Ökobilanz kombiniert egoistische Gesundheitsangst, Materialismus und Emanzipation von Denaturierung und Unkultur.

PETRA GEHRING

MENSCH, PARALYMPISCH

Wer die Abschlussveranstaltung der Londoner Paralympischen Spiele 2012 aufgrund ihrer ästhetischen Faszinationskraft lobt, verharmlost einen Angriffskrieg. Der Bildschirm wird zum Landepunkt, zur Schleuder von Bildern, aus denen Allgemeines quillt. Lachende Landnahme, glitzernde Kriegserklärung und strahlende Umkehr von Sehgewohnheiten – hier stimmte jedes Detail. Nicht nur sind uns die vormals sogenannten Behinderten, die Freaks, als neue Wesen entgegengekommen, als viel zu lang abgeschobenes, unerkanntes, nun endlich umso leuchtender ins Licht getretenes Volk. Nicht nur sind wir durch die Leichtigkeit einer ungewohnt diskriminierungsarmen Bildersprache bezaubert und fühlen uns durch die souveräne Freundlichkeit der Sportlerinnen und Sportler großzügig beschenkt. Vielmehr springt da noch etwas anderes aus dem TV, messerscharf, offensiv, eine visuelle Zeichenschrift, die aufs Ganze geht. Möglichkeiten wachsen uns zu, so lautet die Botschaft, sofern wir mit leuchtenden Augen und mit eisernem Willen alles nehmen, was wir von Geräten kriegen können.

Leistung ist eine abstrakte Gier, da ist es konsequent, wenn sich Leiber und Dinge gegenseitig verschlingen. So dringt der Sport in uns ein. Steigerungsoptionen, *enhancement*: Dem Signal der Paralympics folgen heißt, dass man nicht mehr vorgeben muss, es sei je um anderes gegangen. Metalle, Hochleistungsmaterialien, maßgeschneiderte Mensch-Maschine-Schnittstellen, keine kaschierenden Abdeckungen mehr, Funktionsbauteile: anthropotrop, aber nicht mehr anthropomorph. Die Parade der paralympischen Sportlerinnen zieht fröhlich voran. Das Fest gilt dem Menschenkörper selbst. Er feiert seine Neugeburt als Hybrid.

Das Abschlussfest wendet das ins Karnevaleske. Die triumphale Inszenierung hält uns aber genau denjenigen Freibrief in Sachen Techniknutzung vor, von dem die normalen allzunormalen Sportlerinnen und Sportler träumen. Phantastische Szenen einer physischen Entgrenzung, zu der das Wort »Prothetik« längst nicht mehr passt: Räder haben, Stelzen, Stacheln, Hakenfinger, Federbeine, fliegen können, unbrennbar sein und mit Sportgeräten, Fahrzeugen, Waffen verschmelzen. Dazu eine an kultische Rituale gemahnende heidnisch-wilde Symbolik. Herrscht hier eine unbekannte Religion? Jedenfalls ornamentale Zeichen, wummernde Trommeln, Metallgerüste, Flammen – Ausschluss des Publikums mit vergnügtem, aber an Bedingungen gebundenem Wiedereinschluss: Den behinderten Akteuren auf der Bühne gehört nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern das ganze Spiel. Das Gegenteil des Opfers ist, wo nicht der Sieger, der Krieger.

Der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht hat die paralympischen Spiele 2012 als Erfindung einer dionysischen Form der Sportbegeisterung gelobt, welche die üblichen apollinischen Ideale vergleichbarer Großveranstaltungen mit Witz durchkreuzt. Ein partiell versehrter Körper, so Gumbrecht, könne seine eigene Fleischlichkeit in besonderer Weise hervorkehren – von daher fegte in London dann auch auf faszinierende Weise die »Verführungskraft beschädigter Körperlichkeit« den »freundlichen Egalitarismus« unserer Normalwahrnehmung von Behindertenaktivitäten hinweg.¹ Ein kollektiver Rausch also? Der eine besondere Liebe stimuliert zu »Fleisch, Knorpel, Knochen und Schwellkörper« – und uns ansonsten »erleubar macht«, was den Alltag längst durchdringt, nämlich eine »irreversible Verfungung unserer Körper mit dem jeweils neuesten Stand der Technik«?

Weniger harmonisch würde die Einschätzung wohl lauten, wenn man das audiovisuelle

¹ Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: »Dionysische Faszination der Paralympics«, in: *FAZ* vom 18.09.2012.

2 Peter Sloterdijk: *Du mußt dein Leben ändern*. Frankfurt/Main 2009.

Vokabular des paralympischen Abschlussabends mit dem zusammenknüpft, was der Philosoph Peter Sloterdijk in seinem Buch *Du mußt dein Leben ändern* an körperpolitischer Programmatik zur »Konvergenz von Mensch und Krüppel« in den Schriften der Behindertenbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts zutage fördert – um zu zeigen, dass moderner Sport sein eigentliches Trainingsideal womöglich gerade in der Körperbehinderung findet. Sloterdijk skizziert, wie der Selbstüberbietungsgedanke des sich um 1900 etablierenden Leistungssports damals noch übertroffen wird durch eine elitäre Ethik erfolgreicher Behinderter, für die das Leben mit Behinderung hinausläuft auf eine ganz besondere Selbststeigerungsaufgabe und also einmalige Leistungschancen.² Der Krüppel hat das Privileg einer heroischen Selbstwahl und einer Schulung des Willens, die dem »Normalen« fehlen: Sofern moderne Athleten im Wettkampf nicht nur tun, was möglich ist, sondern buchstäblich Unmögliches möglich machen, sind sie – individuell, zur Entgrenzung sich anhaltend – Überbietungs-Sportler. Und der Krüppel ist das geborene Urbild dieses Ideals. Eine regelrechte »Krüppelanthropologie«, die »in eine Trotzanthropologie übergeht«, zeichnet das Körperbild der biopolitischen Epoche. Nur der Krüppel weiß, was (in der Terminologie von Sloterdijk) »Vertikalspannung« ist, die einen über das Menschliche hinausreißt. Diese Ungleichung lässt sich in genau zwei Richtungen auflösen. Entweder Gesundheit und Schonung des eigenen Körpers auf menschliche, aber dann leistungs- und anerkennungsarme Weise. Oder aber elitäre Askese, Leistungssport – und das schließt die Bereitschaft zur Selbstverkrüppelung mit ein.

Man muss von hier aus keinen großen Bogen zum *Anti-Aging*, zu den Transhumanisten als US-amerikanischer Wissenschaftlersekte oder zum Doping im Leistungssport ziehen, um sich zu versichern, dass derart abenteuerliche Theorie gleichwohl einen Nerv der Gegenwart trifft. Denn es reicht, in den Nahbereich zu blicken. Selbst dort, wo das Geld knapp ist, wird auf dem schmalen Grat zwischen Verbessern und Verkrüppeln am eigenen Körpern experimentiert. Bekanntlich ist es gerade der ganz normale Fitness- und Bodybuilding-Bereich, in welchem gänzlich ohne Aussicht auf Medaillen oder Preisgelder in wachsendem Maße bedenkenlos zu muskelverändernden Substanzen, Tiermedikamenten und Hormonen gegriffen wird. Für körperperformende Chirurgie – aufpolstern, absaugen – gilt Ähnliches: Angekommen im Alltag sind gewisse, mehr oder weniger dezente Bio- und Vitaltechniken längst. Ihr Gebrauch steht allerdings unter dem Stern einer unironischen Perfektion. Symbolische Offensiven bedürfen des besonderen Zeichens der mitmenschlichen Fremdнützigkeit. Bemerkenswert sind etwa sogenannte *Race for the cure*-Veranstaltungen: gemeinsame Laufrennen von Betroffenen und Gesunden gegen Krebs, in welchen Sport und Behinderung ausflagen. Nicht nur zeigen die Gesunden Solidarität und die Erkrankten, wie leistungsfähig sie sind. Sondern die Erkrankten tun das im Ernst und ganz, was in der Leistung der Gesunden sich allenfalls andeuten kann. »Normaler« Sport erscheint nur als Vorübung eines echten Sports, der Grenzfall sein will. Individuelle Überschreitung – bannende oder auch fatale Beschwörung von Krankheit und Tod. Und Verzicht auf Integrität, was die Hautgrenze, Scham- und Intimschwellen, Pharmaka, Hilfsmittel, Monitoring- und Sportgeräte sowie sonstige Artefakte angeht.

Inspire a generation lautete das Motto der Paralympischen Spiele 2012. Erneut eine Fanfare: Hier wendet sich eine junge Avantgarde an den Rest der Welt – und wirft lächelnd den Blick über die Schulter: Eine neue Epoche hat begonnen. Der Bildschirm, Rampe, vor der ich ratlos sitze, wird zur Projektionsfläche, auf der sich Zukunftsperspektive überlagern. Wir sehen, wie ein Begehren Form annimmt, das die Einverleibung von Dingen, das invasive, permissive Anthropotechniken und die Hybridisierung zum Leitbild hat. Die Ästhetik ist geschaffen. Die Ausrüster stehen bereit. Die Hautgrenze zählt nicht mehr. Was in der Medizin vor zweihundert Jahren begann, was in den eugenischen Prospekten der Zwischenkriegszeit und in den Cyborg-Visionen der 1960er Jahre durch politisch-planerisch agitierende Wissenschaftler vorentworfen wurde, kann der Sport – der es seit hundert Jahren verdeckt tut – nun offen zum Programm erheben.



Paralympics 2012, Abschlussfeier: A flaming figure of a cyclist enters the Stadium

Mit dem Behindertensport als menschlichem Schutzschild, das gegen Einwände feilt. Hybridisierung, fröhliche Übergänge: Maximen einer heroischen Ethik des Experimentalen wie auch Maximen der Technikentwicklung. Tanzt eine Avantgarde voran, wer folgt da nicht gern?

Wir bauen uns um, wir lassen uns Dinge ansetzen, einbauen, wir lassen dem Hunger nach extremer Leistung freien Lauf, verbinden Experiment und Spiel. Wir kaufen all diese Dinge natürlich, bejubeln diejenigen, die vorangehen und wir selbst – soll man sagen: »fallen« in den jeweils neuesten Stand der Technik »hinein«? Die Sache wird von Musik begleitet werden, das habe ich am Abschlussabend der Paralympics gelernt. Alles ist dazu angetan, uns stumm zu machen. Wer seinen Körper heraushalten will, mag zurückbleiben. Wer etwas gegen das schnell inflationierbare Extrem hat, wird als Spielverderber gelten. Ob die Fusion von post-prothetischer Medizintechnik und Leistungssport in der Arena oder im Alltag irgendjemandem wirklich gut tut, sollte man nicht fragen – für ein Innehalten haben derartige Fragen, etwa angesichts des herkömmlichen Leistungssports, noch nie gesorgt.

So bleibt das Staunen vor einem Phänomen, das alte Voraussagen jenes bio- und vitalpolitischen Zukunftsglaubens der Zeit um 1900 popkulturell erneuert. Unerwartet strahlend fällt der Feldzug diesmal allerdings aus, durch die nun konsequent umgesetzte Einsicht, dass man den Kampf um die Verschiebung der Normalität nicht gegen die Monstren und Degenerierten, durch eine Ordnungspolitik der *Anormalen*,³ gewinnt, sondern in der Glorifizierung der Extreme und also gerade mit ihnen. So wird der Glanz einer nun wunderbar selbstbewussten Minderheit, die vorangehen wird, zum Lichtzeichen einer Epoche. Dass es um egalitäre Verhältnisse nicht geht, wo der Anerkennungsgrund »Leistung« lautet, dürfte klar sein. Jedenfalls, denke ich, sollte man nun die Olympiade abschaffen oder, genauer gesagt: sie eingliedern. Denn von nun an gehen die normalen olympischen Spiele in den Paralympics auf.

³ Vgl. Michel Foucault: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège des France (1974–1975). Frankfurt/Main 2003.

MEHR, MEHR, MEHR

LANCE ARMSTRONG ALS DER GROSSE HÄWELMANN

Im Oktober 2012 wurden Lance Armstrong seine sieben Tour-de-France-Siege aberkannt. Die Geschichte des gefallenen Radsporthelden erhellt einiges: Die Verlogenheit des Sports zum Beispiel, dessen Spitzen-Events scheinbar ohne pharmakologische Hilfsmittel für die Athleten nicht mehr zu überstehen sind oder unsere Verlogenheit, die wir als Zuschauer immer spektakulärere, aber bitte schön »saubere« Sensationen sehen wollen.

Lance Armstrongs Fall birgt aber auch mentalitätsgeschichtlich bedeutsame Erkenntnisse. Sein Sturz verdeutlicht, dass die »Mehr, mehr, mehr«-Mentalität des kleinen Häwelmanns, die zu Armstrong gehört wie sein Rad, nicht nur ungesund und unästhetisch ist, sondern auch in die Irre führt. Aber der Reihe nach: Armstrong war einer der strahlenden Helden des Sports und prägte wie kein anderer das heute verbreitete Menschenbild vom AlphaTier. Der Mann hatte den Krebs besiegt, trainierte bis zum Umfallen, fiel auch bei der Tour de France nicht vom Rad, sondern kletterte vielmehr sofort wieder hinauf und siegte, siegte, siegte. Das Leben ist ein Kampf, *and the winner takes it all* – diese Botschaft empfing das Publikum mit jeder einzelnen Armstrongschen Pose. Das AlphaTier denkt grundsätzlich positiv, blickt strikt nach vorn, arbeitet und kämpft immer und tritt an, um zu siegen. Dieses Menschenbild enthält in seiner idealen Form kein Gran Negativität und auch keinerlei unnutzes Tun: Muße, Traum oder Schlaf – Spiel, Genuss oder Ekstase – Krankheit, Trauer oder Tod, verdächtige Phänomene aller Art werden weggearbeitet, überwunden und besiegt. »Optimierung« lautet das zentrale Anliegen des AlphaTieres: Es ruht nie, sondern verbessert sich und seine Umgebung ständig. Der Aufstieg im Beruf, der gesunde und gestählte Körper, die wunderbare Ehe, der geniale Nachwuchs – alle Aspekte des Lebens bedürfen ständiger Verbesserung, weil Ruhe oder gar Stillstand tödlich wirken könnte. Wie die kapitalistische Wirtschaft zum Wachstum ist das AlphaTier zur Selbstperfektionierung verdammt.

Die Weltanschauung des AlphaTiers prägt heute nicht nur das Universum der Werbung und mit ihm den Alltag. Wo sie nicht aggressiv als Form neoliberaler Selbstverwirklichung vertreten wird, schwingt sie als omnipräsenter Unterton in politischen Auseinandersetzungen mit. An dieser Stelle denke der Unsportliche nicht, er sei aus dem Schneider. Vielen, die auf verschiedenste Weisen an der ständigen Verbesserung ihrer Vita arbeiten, dürfte der Name »Lance Armstrong« nicht einmal etwas sagen. Das Armstrongsche AlphaTier steckt auch im unsportlichen Zeitgenossen, der seinen

Nachwuchs täglich zum Training schafft, oder in der Freundin, deren Terminkalender selbst gen Abend keinen Platz für ein gemeinsames Bier mehr hergibt. Ebenfalls betroffen sind die allseits bekannten Männer und Frauen, die ungefragt die famose und kaum zu bewältigende Anzahl ihrer Einladungen zu Tagungen oder ähnlichen Veranstaltungen verkünden. Diese Menschen sind für eine Firma, eine Familie oder eine Organisation unentbehrlich oder wollen das wenigstens glauben. Sie alle – sportlich oder nicht – möchten AlphaTiere sein oder versuchen wenigstens verzweifelt, diesen Anschein zu erwecken.

Sportheroen sind keine moderne Erscheinung: Milon von Kroton siegte insgesamt sieben Mal in der olympischen Disziplin Ringkampf und wurde dafür im antiken Griechenland verehrt. Auch Karrieristen sind kein modernes Phänomen, selbst konservative Einrichtungen wie der römische Senat konnten sie bekanntlich nicht aufhalten. Und kleine Mozarts werden von ehrgeizigen Eltern zum Unterricht geschleppt, seit es Klaviere gibt. Die einzelnen Aspekte des heutigen Sich-Plagens sind keineswegs neu, aber ihre Addition zum Gesamtbild des AlphaTiers ist es und die damit verbundene Ausdehnung des Konkurrenzprinzips auf mittlerweile jedes Feld. Die »Ausweitung der Kampfzone« betrifft nicht nur den Bereich der Sexualität, wie Michel Houellebecq in den 1990er Jahren noch meinte, sondern inzwischen alle Lebensbereiche. Das AlphaTier will siegen und geht deshalb in den Konflikt mit anderen, auch dort, wo es eigentlich weder nötig noch hilfreich ist: in der Liebe, in der Freizeit, im Urlaub – allerorten müssen Ärmere, Hässlichere oder Erfolglosere auf der Strecke bleiben, um dem AlphaTier Bestätigung zu verschaffen. Die Ausweitung der Kampfzone installiert den Konkurrenzkampf als primären Umgangsmodus, und damit ist der sportliche Wertkampf zum universalen Verhaltensmodell in der neoliberalen Gesellschaft geworden. Der Kampf aller gegen alle tobt auch zwischen den Geschlechtern. Frauen sehen sich häufig noch aus männerbündlerischen Chefetagen und Aufsichtsräten ausgeschlossen, aber in Bezug auf das Gesamtpaket Karriere-Körper-Kinder sind sie heute schon die besseren AlphaTiere. Die krisengeschüttelte und verängstigte Mittelschicht des beginnenden 21. Jahrhunderts hat das AlphaTier-Paradigma weitgehend übernommen, um sich von »denen da unten« abzugrenzen. Sie setzt die Siegermentalität und den Kampfgeist ein, um nicht nach unten abzurutschen, und sie tut es gern, nötigenfalls dabei ausgiebig auf die Rücken der Mitstreiter tretend.

Wozu die Klage? Beklagt wird hier, dass dem Wegfall aller Werte (deren Fall hier ausdrücklich nicht beklagt wird: ganz gleich, ob christlich oder realsozialistisch, sie haben ausgedient) nichts Besseres nachfolgt als eine Art aggressives Fitnessprogramm. Auf Ideale und Ideologien schöner oder grauenhafter Art folgt heutzutage ein banales Menschenbild. Es propagiert einen für den Kapitalismus passgerechten Hamster im Laufrad, der seine eigene Funktionalität fürs System pausenlos steigert. Das ist unschön anzuschauen, dumm und phantasielos. Das Menschenbild einer Epoche mag kein frei wählbares Ding sein, das sich eben mal erfinden oder herbeizitiere ließe. Aber es ist auch nicht mehr gottgegeben. Nach lang anhaltendem Gejammer über den Verlust universeller Werte oder letzter Begründungen und der theoretisch daraus folgenden Reflexivität jeglicher Normen findet praktisch leider keinerlei Reflexion statt, die diesen Namen auch verdient hätte. Stattdessen konnte sich ein Menschenbild durchsetzen, das nichts weiter darstellt als eine Anpassung an das ökonomische Geschehen. Thomas Macho weist in seinem Buch *Vorbilder* auf die doppelte Bedeutung des deutschen Begriffs hin, der einerseits ein »normatives Ideal« bezeichnet, dem nachgeeeifert werden kann. »Vorbild« meint aber andererseits auch und ebenso wichtig »Modell«, das heißt einen »antizipierenden Entwurf« oder den Versuch einer Repräsentation von Zukunft (Macho, S. 13). Letztere Bedeutung eines versuchsweisen Überschreitens des Gegebenen scheint heutzutage vergessen und verlorengegangen zu sein. Der »Möglichkeitssinn« kam wohl gegen Ende des letzten Jahrtausends endgültig abhanden, als Krönung eines Prozesses, der die Offenheit der Musilschen Eigenschaftslosigkeit mit Produkten verstopfte. Der Mensch sei nunmehr wesentlich Verbraucher, rasoniert einer der Helden Arnold Stadlers.

Es geht hier nicht um die moralische Verurteilung von Armstrongs Betrug, nicht einmal um die hässliche Kehrseite des AlphaTiers, das in Wahrheit ein Junkie ist, und auch nicht um die Drogen. Es geht vielmehr um die Peinlichkeit unserer Vorbilder, die auf so oberflächlichem Betrug beruhen; denn dass die Sportler, denen wir nacheifern, Junkies sind, wissen wir ebenso wie dass die Models, die wir bewundern oder begehren, tagtäglich hungern oder sich Schlimmeres antun. Nicht moralische Verfehlungen sind der Skandal, sondern die Peinlichkeit und Dürftigkeit derartiger Vorbilder. Der Skandal besteht darin, dass das AlphaTier keine Idee verkörpert, dass es keine Vision ausdrückt wie noch der Held, der Entdecker oder das Genie. Beim AlphaTier handelt es sich nicht länger um ein Zoon politicon, es ist zum reinen Homo oeconomicus verkommen und sagt daher nichts Bedenkenswertes über Mensch und Welt aus. Seine einzige Aussage lautet, dass es besser funktioniert als andere, mehr leistet, mehr kaufen kann – es hat und kann mehr von allem. Aber dieses »Mehr« erweist sich bei genauerer Betrachtung als leer, denn gemeint ist eine rein relationale Größe. Mehr Titel, mehr Ämter, mehr Euros, mehr Waren, mehr Sexualpartner, mehr PS, mehr Bites ...und dahinter gähnt die Lee-

re. Sie wird notdürftig kaschiert von den Unterlegenen, vom Sieg über die Armen, Doofen und Kranken, die im Kampf auf der Strecke geblieben sind. Dass es Opfer braucht, um seine Leere zu stopfen, macht dieses Menschenbild so abstoßend. Aber auch die Opfer bieten nur ein kurzfristiges Vergnügen, denn die Häme gegenüber den Armen von RTL II wird sehr schnell schal. Hier besteht eine Differenz zum Tierrudel, die der Biologismus übersieht: Humanoide streben nach Anerkennung, und die Anerkennung vom OmegaTier zählt nicht für sie. Wie sich bei Hegel nachlesen lässt, ist für den Herrn die Anerkennung durch den Knecht nicht viel wert. Anerkannt sein will man von Ebenbürtigen, von Gleichrangigen, aber deren Anerkennung ist im allgegenwärtigen Konkurrenzkampf nicht zu haben.

Die Leere der Botschaft des AlphaTiers beklagt auch Robert Pfaller, wenn er in seinem Buch *Wofür es sich zu leben lohnt* konstatiert, dass eben diese Frage heute nicht mehr gestellt wird: »Statt zu fragen, wofür wir leben, fragen wir uns nur noch, wie wir möglichst lange leben beziehungsweise überleben können – gemäß nunmehr völlig fraglos verabsolutierten Prinzipien wie Gesundheit, Sicherheit, Nachhaltigkeit und – vor allem – Kosteneffizienz.« (Pfaller, S. 18) Wofür wir leben, fragen wir nicht, aber wir wollen mehr davon. Die Absurdität der rein quantitativen Maxime zeigt sich am deutlichsten, wenn es um das Lebensalter geht. Wir möchten immer älter werden, nicht aufgeben, nicht sterben, denn der Tod wäre eine Niederlage. Aber wozu 100 Jahre alt werden? Was wollen wir tun mit 85, 95 Jahren? Darauf wissen die wenigsten eine Antwort, und diese Ratlosigkeit im Kleinen spiegelt das Dilemma im Großen. Der Mangel an Visionen und Zukunftsentwürfen stellt zu Anfang des 21. Jahrhunderts nicht nur ein ästhetisches Problem dar. Angesichts der Reichweite heutiger technischer Möglichkeiten, welche die Dimension einer neuen Schöpfung erreichen, wird Phantasielosigkeit zu einer ersten Gefahr.

Theodor Storms kleiner Häwermann will partout nicht schlafen und rollt, »mehr, mehr, mehr« rufend, mit seinem Bettchen immer schneller umher, erst durchs Zimmer, dann durch die Straßen seines Städtchens und dann hoch in den Himmel. Der Mond und die Sterne verlöschen bei seinem Getöse, und die aufgehende Sonne wirft den Störenfried genervt vom Himmel. Dass er dabei nicht zu Schaden kommt, hat er lediglich der Gutmütigkeit seines Autors und seiner Leser zu verdanken.

LITERATUR

Thomas Macho: *Vorbilder*. München 2011.

Robert Pfaller: *Wofür es sich zu leben lohnt. Elemente materialistischer Philosophie*. Frankfurt/Main 2011.

Arnold Stadler: *Sehnsucht*. Köln 2002.

SEBASTIAN HENNIG

NORWEGISCHER WALD BREIVIKS GEISTER

Unter dem Vorwand der Berichterstattung wird der perfide Teufel an jede Wand gemalt. Wenn er wenigstens gemalt würde. Dann könnte die Umformung und Klärung ins Bild Erlösen. Aber er wird nur Endlos gespiegelt in Lichtbild und Rede. Kam der Böse früher durch die Abwesenheit des Geistes in die Welt, so gilt er heute als omnipotent. Nicht länger bewirkt der Schlaf der Güte das Böse, sondern das Gute ist nur noch als das vermiedene Böse erhältlich, als Bosheitsfasten. In schwarzweißen Zeitungen war es bei Gerichtsreportagen üblich, den Delinquenten *in situ* zeichnerisch zu porträtieren. Seine Aura wurde gebannt, nicht freigesetzt und potenziert, wie es die Kaleidoskopie der flimmernden Bildfetzen bewirkt. Wie eine Hauskatze die erlegten Nager vor die Schwelle trägt, liefern die Leichenkellner von Television und Zeitung eine tägliche Platte vom verwurstenen Auswurf des Grauens ins Haus. Das Manifest des Täters ist unbedeutend im Vergleich zu jenem Manifest, zu dem sich die Presseverlautbarungen und -versichtbarungen zusammenfügen. Zählungen des Massenstandes haben ergeben, dass die Schilderung der Attentate Nachahmung heraufbeschwört.

Der Gottseibeius kommt nun aus Norwegen und ist in einen Landwirt, Sportschützen, Bankrotteur und Freimaurer eingekörpert. Des nordischen Mammonis Privatfeldzug zielte auf einen genau bezeichneten Gegner. Sein Horror vor der fortschreitenden Auflösung aller herkömmlichen Verhältnisse diente ihm als Rechtfertigung extremer Gewalt gegen diejenigen, die seiner Auffassung nach diese Entwicklung verkörpern, begünstigen und beschleunigen. Die breite Öffentlichkeit, die sich in der besten aller möglichen Welten angekommen glaubt, darf sich somit angegriffen fühlen.

Norwegen hat eine kurze Geschichte staatlicher Eigenständigkeit. Bei der Loslösung vom schwedischen Imperium vor reichlich hundert Jahren befand sich das Land für kurze Zeit in einem ernsten Verteidigungszustand. Der Maler und Patriot Edvard Munch geriet in jenen Tagen mit einem jungen mobilisierten Verehrer aneinander, der glaubte, die Wehrbereitschaft eines alkoholstüchtigen Künstlers in Zweifel ziehen zu müssen. Ein Wort gab das andere. Man ging auf die Gasse, und es wurde der heiligen Heimat ein kleiner Blutzoll entrichtet. Dreißig Jahre später setzt der Maler das Ereignis auf einigen Bildern in Szene. Einmal verziert ein eindrucksvolles rotes Rinnsal die blütenweiße Jacke des Freundes. Auf einer anderen Tafel hält der zornige Maler das Gewehr in Anschlag auf jene, die vor dem Haus beschwichtigende Worte ins Fenster sprechen. Hinter ihm auf dem Tisch stehen die Flaschen und Gläser, deren Inhalt die Raserei forcierte. Das sind Bilder, die nichts rechtfertigen und nichts weiter erklären, als dass der Künstler noch Jahrzehnte nach dem Ereignis von ihm umgetrieben wird.

Die norwegischen Rechtswahrer haben in einem behutsamen und präzisen Verfahren ein Urteil gefunden, das dem Kapitalverbrechen angemessen ist. Wer aber verstehen will, was da passierte, der darf nicht der hypnotischen Plötzlichkeit des Kerngeschehens verfallen. Wenn der Betrachter der Sache standhalten will, erspart ihm nichts die Mühe, sich ein eigenes Bild zu machen. Und da er kein Augenzeuge war, ist er auf die medialen Widerspiegelungen und die Informationsgebung angewiesen. Not tut es, nach dem ganzen Wissen zu streben, nicht aber, alles zu wissen. Nicht jede Information klärt uns auf, schon gar nicht, wenn es immer wieder die gleiche in anderer Form ist. Das wusste auch die Staatsanwältin. Als sie am Tag des Bombenanschlags aus Oslo hinausfuhr, verhinderte sie es, dass ihre beiden Kinder Autoradio hörten.

Der Mörder soll zweimal die säumige Polizei telefonisch gemahnt haben, ihn endlich festzunehmen. Falls ihm verspätet Einhalt geboten wurde, lag dies weniger an mangelhafter Einsatzplanung als vielmehr an der bedenkliehen Uninspiriertheit der Ordnungskräfte. Deren kosmische Mattigkeit steht in schroffem Gegensatz zur straffen Entschlossenheit des Täters – und widerspricht den Bekenntnissen und Sanktionen, die jeden Gedanken aussperren, der aus dem Unbehagen kommt, welches den Siebzigtöter nach eigener Aussage zur Tat getrieben hat. Eines steht also fest: Er war es gar nicht (allein). Aber ganz sicher waren es auch nicht jene, die sich vorher zu anrühigen Thesen verstiegen haben, sondern eher die, welche überhaupt geschwiegen haben. Nicht jene, die mit schlichten Parolen ihre Antipathien klar bezeichnen, wirken als Katalysator für den Täter, sondern die, welche zu einer subtileren Betrachtung und Beschreibung der Wandlungen imstande gewesen wären. Die geistigen Brandstifter sind eher bei den Zensoren brennender Fragen zu finden als bei den verbalen



»Schlägerei« (1932–35) von Edvard Munch

Feuerspeiern. Ein entschiedenes Bedenken und Besprechen dessen, was ist, würde diffuse Gewalt verhindern und Frieden stiften. Das erfordert jedoch eine Art von Zivilcourage, die nicht vorgesehen ist. Statt Streit gibt es eine Streitkultur, gepflegtes Gedanken-Pingpong, dekorativ verzweigte Einhelligkeit bar echten Ernstes. Den bringen dann erst die Ereignisse mit sich. Feurige Blutgeysire brechen durch eine Decke aus nihilistischer Verschwiegenheit.

Im Gegensatz auch zu den Kamikazes, die durch die Doppelhochhaushälften am Hudson flogen und wahllos Putzfrauen und Feuerwehrleute töteten, wollte zehn Jahre später der Sprengmeister und Schütze nicht nur ein Zeichen setzen, sondern unmittelbar etwas bewirken. Er hätte einen Anschlag auf eine internationale Journalistenkonferenz vorgezogen, doch mangelte es ihm an der dazu nötigen Logistik. Das angemähte Märtyrertum der Tandhim Qaidat al-Dschihad bewunderte er, und er rechnete damit, von der Polizei am Tatort hingerichtet zu werden. Was in seinem Manifest stand, hat er zuletzt selbst nicht mehr durchschaut. Gegen die Todesstrafe hat er nichts einzuwenden, aber am liebsten würde er sich als Widerstandskämpfer würdigen lassen. Diese Genugtuung wurde ihm erwartungsgemäß versagt. Die Unordnung und die Ordnung seiner Gedanken widerlegen ihn nicht. Seine Taten sind geschehen und sagen nicht nur gegen ihn, sondern auch etwas über ihn aus. Es ist nicht die Aufgabe des Menschen, Seiendes und Geschehenes nachträglich zu rechtfertigen

oder abzulehnen. Dadurch, dass sich der Massenmord ereignet hat, ist er, in einem umfassenden Sinn, auch anzunehmen. Zurückweisen lässt sich das geschehene Verbrechen nicht mehr, nur der Täter selbst oder eine weitere angekündigte Tat. Auch Untaten haben ihre Tatsächlichkeit. Diese wegzudiskutieren, ist schlechter Stil. Aber durch seine Haltung zu Dingen, Personen und Ereignissen wird der Mensch dazu herausgefordert, sich selbst zu rechtfertigen, indem er sein Verhältnis zu ihnen bestimmt. Doch auch hier gibt es Grenzen des Zumutbaren. Was ist beispielsweise mit einem Polizeibeamten, der irgendwann während des Prozesses einmal entspannt und heiter dreinschaut und just dabei fotografiert wird? Verhöhnt er damit die Opfer? Vielleicht ist der Beamte gerade Vater geworden oder frisch verliebt.

Auf die Frage der Staatsanwältin, wo er seine Anregungen erhalten habe, verweist der Tugendbold lapidar auf die derzeit populärste Enzyklopädie des Weltdatennetzes. Die Informatik ist der Informator: Egozentrische Schießspiele und universalistische Wissensgaukelei helfen, Knallköpfe auszubrüten. Schon der Urvater des Terrorismus begründete seinen *terreur* mit der Lehre vom Gesellschaftsvertrag eines Enzyklopädisten. Wer ist noch zuständig? Lars von Trier glaubte, sich dafür entschuldigen zu müssen, dass der Massenmörder durch einen seiner Filme stimuliert worden war. Besagter Regisseur hatte noch kurz zuvor gegenüber Presseleuten in einem mediterranen Badeort scherzhaft eine Mitverantwortung für die Übel des zwanzigsten Jahrhunderts auf sich genommen, worauf die totale Kur-Sperre über ihn verhängt wurde und fortan keine goldenen Palmenwedel mehr seinen Einzug begleiteten. Schon Gottfried Benn hat rhetorisch gefragt, ob die Geschichte in südfranzösischen Badeorten gewaltiger zum Ausdruck gelange. Aber der Filmemacher ist gar nicht zuständig. Etwaige schuldhafte Versäumnisse sind bei den Betrachtern seiner Werke zu suchen. Intellektuelle Spitzfindigkeiten tragen dazu bei, dass die kathartische Wirkung des Dramas bei den Zuschauern ausbleibt. Hier wurde willentlich missverstanden. Michelangelo Antonioni hat einmal bemerkt, die beste Art, perverse Gedanken zu bekämpfen, bestehe darin, sie nicht auszuführen. Sie aber darzustellen, ist unzweifelhaft die Aufgabe der Künstler und Autoren. Die Militanz des Geistes bewahrt den Frieden der Verhältnisse. Denunzierendes Denken und Reden dagegen ruft Taten hervor. Brandstifter sind die Schweiger, nicht die da reden. Das ist so wie mit den Krankenhauskeimen. Überall wird geputzt und gewischt, doch durch die dünnste Stelle schleicht der Tod ins Haus.

Warum erwarten wir denn, dass neben der staatlich verhängten und der organisiert kriminellen Gewalt verkrachte Existenzen Sprengsätze zünden und die Flinte ins Korn werfen, indem sie anlegen und feuern? Und wenn es so wäre, es würde den Desperados kaum gelingen, mit ihren Opfern die Zahl der Toten, Schwerverletzten, Verstümmelten, Depressiven und chronisch Kranken zu übertreffen, welche die allgegenwärtige Maschinenbenutzung zur Fortbewegung, Demokratieerrichtung und Produktion weltweit am Straßenrand zurücklässt. Diese Opfer gelten als unvermeidlich, und der Verweis auf die Verfeinerung der Heilkünste und die soziale Fürsorge betäubt das Gefühl der Verwüstung. Schließlich nimmt die Zahl der Verkehrstoten immer weiter ab. Das Verhängnis liegt in Menschenhand. Der Mensch ist seines Unglückes Schmied. Von einem aus der In-Silicio-Spielewelt ausgewilderten Ich-Schützen erlegt zu werden, ist die größtmögliche Kränkung für den mündigen Menschen. Es ist fast so sinnlos, wie vom Blitz getroffen zu werden. Leise räuspert sich dagegen die Sehnsucht nach einem unvertauschbaren Schicksal.

CHRISTINA SCHÜES

»TEILE, WAS VERFÜGBAR IST« ÜBER BUTTERBROTE, KÖRPERTEILE UND FILESHARING



© Christina Schües

Butterbrot

Kinder werden dazu angehalten, das, was sie haben, mit anderen zu teilen. Alle ethischen Konzeptionen – ob Tugendethik, Pflichtenethik oder Utilitarismus – vertreten implizit oder explizit die Aufforderung, man solle großzügig gegenüber anderen sein und teilen, was man sein Eigen nennen darf.

Im Zusammenhang mit der Wahrnehmung der »Rechte der Menschheit« zeigt Immanuel Kant anhand seines Butterbrot-Beispiels, dass Kinder zum Teilen angehalten werden sollen, um moralisches Verhalten einzuüben. Das Butterbrot-Argument legt nahe, dass das großzügige Teilen eines Brotes erst gelernt werden müsse. Schließlich ist von Kindern, die in jungen Jahren nichts in ihrer Gewalt haben, keine Großmut zu erwarten.

Die Frage ist im Hinblick auf gegenwärtige Spenden-

praktiken, Diskussionen um das Urheberrecht und medizinische Transplantationsmöglichkeiten: Was ist das Besondere an einem Körperteil wie Knochenmark im Vergleich zum Butterbrot oder einer Musikdatei? Eine Gemeinsamkeit der drei ist, dass sie geteilt werden können. Aber hier liegen auch die Unterschiede: Das Teilen ist nicht gleich.

Butterbrote können durchgeteilt oder ganz gegeben werden; das liegt u.a. im Belieben des Gebers. Knochenmark oder eine Niere sind Teile des menschlichen Körpers und können gespendet werden, und zwar dann, wenn die Blutmerkmale zwischen Spender und Empfänger kompatibel sind. Es bedarf einer operativen Spendeprozedur, die bei der Knochenmarkspende harmloser ist als bei einer Nierenspende, aber deutlich unangenehmer ist als ein Butterbrotgeben oder eine Blutspende. Ich werde mich auf Kno-

chenmark beziehen, weil die Knochenmarktransplantation zwischen Geschwisterkindern gängige Praxis geworden ist.

Grundvoraussetzung für eine Knochenmarkspende ist die Freiwilligkeit des Spenders, doch spenden auch Kinder für ihre kranken Geschwister. Hier bestimmt die Einwilligung der Eltern über die Aufhebung des Rechtes auf körperliche Unversehrtheit des gesunden Kindes. So wie Kant nahelegt, ein Kind möge einem anderen, hungrigen Kind sein Butterbrot abgeben, so werden auch Eltern für ihr an Leukämie erkranktes Kind fordern, dass ihr gesundes Kind von seinem körperlichen Heilmittel Knochenmark dem kranken Geschwister abgeben solle.

Brote und Menschenkörper sind verfügbar, Lebensmittel und Heilmittel sind teilbar. Voraussetzung zum Teilen ist, dass man das hat, was man teilen soll oder möchte. Kinder haben Butterbrote, Knochenmark oder auch Musikdateien. Aber das Haben und Geben ist doch unterschiedlich. Das Butterbrot wird angeeignet, selbst hergestellt oder von einer dritten Person gegeben. Das Knochenmark war und ist der jeweiligen Person körperlich zugehörig und wird von ihrem Körper selbst hergestellt. So gehören Knochenmark, Körpergewebe und Organe zur körperlichen Integrität.

Habe ich ein Butterbrot einverleibt, könnte ich es nicht mehr weitergeben. Die Voraussetzung für das Geben eines Butterbrotes bedeutet, dass es mir gehört, aber nicht meinem Körper zugehörig ist. Das Butterbrot gehört erst zum Körper, wie Niklas Luhmann feinsinnig bemerkte, »wenn es verdaut ist, wenn es also schon kein Butterbrot mehr ist, sondern Adenosintriphosphat, das in den Zellen in Energie umgewandelt werden kann«. Butterbrote werden »nicht-identisch reproduziert«, und zwar nach Maßgabe der inneren Strukturen des Systems, das schließlich nicht nur Butterbrote, sondern auch Marmelade verdaut.¹

Im Unterschied zu Butterbrot wird Knochenmark funktional identisch reproduziert. Aber es bleibt nicht dabei, denn es wächst weiter, entfremdet sich durch die Einverleibung in den neuen Körper und wird zum narrativen Teil einer Lebensgeschichte jeweils von Spender und Empfänger. Für die Butterbrote bedeutet die Einverleibung ihre Zerstörung. Allerdings verschimmeln sie, würden sie nicht einverleibt. Knochenmark hingegen muss Teil des Körpers werden, um – vorausgesetzt, die Transplantation gelingt – im Empfänger weiterzuleben.

Auch Files werden funktional identisch reproduziert. Das als Filesharing bezeichnete Datenteilen zwischen unterschiedlichen Nutzern geschieht meist über Tauschbörsen. Eigentlich, genauer, über Kopierbörsen, denn das Original teilt der Besitzer im substantiellen Sinne gar nicht. Oft besitzt ein Dateninhaber noch nicht einmal das Original, son-

dern selbst eine Kopie. Teilen bedeutet hier verdoppeln. Man gibt eigentlich nichts weiter, sondern gestattet lediglich die Multiplikation einer Kopie. Es geht nicht um das Original.

Nach dem Essen ist das Butterbrot einverleibt, verdaut und weg, nach der Transplantation ist das Knochenmark weniger und wächst im Körper des Spenders nach, und es wird ein sich weiterentwickelndes Teil des Körpersystems vom Empfänger (wenn alles gut geht). Nach dem Runterladen ist die Musikdatei multipliziert und bleibt dem Teilenden erhalten.

Um Butterbrote und Musikdateien weiterzugeben, können und dürfen sie nicht Teil der eigenen körperlichen Integrität sein. Knochenmark ist Teil des eigenen Körpers, somit ist seine Weitergabe voraussetzungsreich: Die Medizin und ein kulturelles Verständnis müssen den eigenen Leib, den empfundenen Körper, als materiellen Körper verfügbar machen. Das Fürsorgerecht der Eltern für ihre Kinder muss, so als hätten sie einen Besitzanspruch, die Verfügung über den Kindeskörper einschließen. Ein Besitzanspruch ist eine mögliche Legitimierungsstrategie, die ein Verfügen über den Körper des Sohnes oder der Tochter rechtfertigen soll, um im Zweifelsfall trotz mangelnder Einwilligungsfähigkeit über den Kinderkörper als Heilmittel verfügen zu können. Wenn Kinder als Eigentum mit Besitzanspruch gesehen werden, dann liegt ein Verfügungsrecht auch über ihren Körper nahe. Deshalb bietet, so der Rechtswissenschaftler Barry Lyons, »the property model (...) the clearest mechanism to explain the parental right to authorise the transfer of biological material from an unconsenting human to a third party«.²

Und in welchem Sinne ist der Körper Eigentum? Ideengeschichtlich gibt es eine semantische Verschiebung des Eigentumskonzeptes in Bezug auf den Körper. Im 18. Jahrhundert sah John Locke deutlich einen Zusammenhang zwischen Arbeit und Eigentum: »(...) so hat doch jeder Mensch ein *Eigentum* an seiner eigenen Person.«³ Aber Locke ging es um die leibliche Arbeitskraft und ihren Ertrag, nicht um ein Eigentumsrecht am Körper selbst.

Immanuel Kant hatte in Kenntnis des römischen Rechts den bedrohlichen Zusammenhang zwischen Verfügbarkeit und Eigentum erkannt. Unter Annahme seiner radikalen Ablehnung der Instrumentalisierung von Personen, sei es der eigenen oder einer anderen, könnte mit ihm streng formuliert werden: Ich bin Herr meiner selbst bzw. meines Körpers, aber nicht Eigentümer.⁴ Kant hätte, so wie er die Weitergabe und den Verkauf von Zähnen untersagte, auch die Spende von Organen oder Knochenmark abgelehnt.⁵

Er wollte seinen Zeitgenossen keine Eigentumsrechte am biologischen Körper zugestehen. Die Transplantationspraxis des 20. und 21. Jahrhunderts braucht die Argumente des 18. Jahrhunderts nicht mehr. Angesichts der Verfügbarkeit der Körperteile ruft sie zu Körpergaben auf: Gewebe- und Organspenden kommen schließlich der Menschheit zugute.

Diese Nützlichkeitsabwägungen transformieren unausgewiesen den Leib (für Kant Sitz der Freiheit und Sensibilität) in ein Kontinuum von »stofflichem Leben«, bei dem man zwischen Person und Körper graduelle Unterschiede macht und auf die Seite der Biologie sortiert. Der Körper wird hierbei in einem cartesianisch-dualistischen Modell von Geist, Person oder Bewusstsein abgekoppelt und als *res extensa* bestimmt. Dieser Dualismus zerstückelt das bis ins 20. Jahrhundert für wichtig befundene Konzept des Individuums, das den natürlichen Menschen in Person und Leib zusammenhielt. Ordnet man Leiblichkeit in einer semantischen Transformation des Körperbegriffs in die Rubrik »biologische und nützliche Substanzen« ein, nimmt man an, dass dem Menschen beliebige Körperteile äußerlich sind, die als medizinische Ressource oder Arzneimittel anderen Menschen dienen können.

Der medizinische Fortschritt braucht Körperteile, die biorechtlich und biotechnisch definiert und verfügbar gemacht sind: nämlich als Rohstoff (»Natur«), als produktiven und reproduktiven Stoff (»Leben«), als Mittel, um andere Körperstoffe herzustellen (Ressource, »Instrument«), als »nützliche Sache«, Ware, Spende und Heilmittel. Ideengeschichtlich gedacht, ist es nicht selbstverständlich, dass ein Körperteil überhaupt »spendbar« ist.

Der Körper ist, wenn er als eine materielle Substanz aufgefasst wird, gut aufteilbar. Somit kann er wie eine nützliche Sache oder wie ein Stück Brot verteilt werden. Mit meinen Musikdateien kann ich, von der Illegalität abgesehen, großzügig sein. Meine Großzügigkeit bemerke ich noch nicht einmal wirklich, denn ich verdoppele nur und gebe nichts weg. Gebe ich dir mein Butterbrot, so ist es weg für mich.

ANMERKUNGEN

- 1 Luhmann benutzt das Butterbrot-Beispiel, um die Unterscheidung zwischen Innen und Außen und die Komplexitätsreduktion auch eines biophysischen Systems zu erklären. Vgl. Niklas Luhmann (1976): »Ist Kunst codierbar?«, in: Soziologische Aufklärung, Bd. 3. Opladen 1981. S. 245–266, und Niklas Luhmann (1964): Funktionen und Folgen formaler Organisation. Berlin 1999.
- 2 Barry Lyons: »The good that is interred in their bones: Are there property rights in the child?«, in: *Medical Law Review*, 19, summer 2011, S. 400.
- 3 John Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung. Hrsg. von Walter Euchner. Frankfurt/Main 1977, S. 218.
- 4 Denn es könne »(...) ein Mensch sein eigener Herr (sui iuris), aber nicht Eigentümer von sich selbst (sui dominus) (über sich nach Belieben disponieren zu können) geschweige denn von anderen sein.« Immanuel Kant: Die Metaphysik der Sitten (1797). Werkausgabe in 12 Bänden, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 8. Frankfurt/Main 1977, S. 382.
- 5 Kant, a.a.O., S. 555. Siehe auch: Petra Gehring: »Eigentum am menschlichen Körper«, in: Dies.: Was ist Biomacht? Frankfurt/Main/New York 2006. S. 35–54.

AUF DIE GEOGRAFIE KOMMT ES AN DIE ÜBERRASCHENDE AKTUALITÄT VON HALFORD J. MACKINDERS »DREHPUNKT DER GESCHICHTE«

Mit der Präsidentschaft Barack Obamas hat der politische Realismus in den US-Denkfabriken wieder an Attraktivität gewonnen. Nicht nur, weil er es erlaubt, über Krieg und Frieden, Demokratie und Autokratie rational nachzudenken, ohne auf Glaubenssysteme, Kopfgeburten oder eine Moral zurückgreifen zu müssen. Sondern auch, weil man dort erkannt hat, dass selbst im Zeitalter weltumspannender Handels- und Medienneetze die souveränen Staaten die weltpolitischen Hauptakteure bleiben werden. Sie wollen ihren Status quo verteidigen und stellen die Interessen, die sie mit ihrem eigenen Überleben gleichsetzen, über die der gesamten Menschheit.

Zudem richtet sich die Aufmerksamkeit wieder mehr auf das, was Kulturen, Religionen und Ethnien voneinander trennt. Der »geostrategische Realismus« prägt die internationalen Beziehungen und scheint tiefer verankert zu sein, als Geo-Ökonomen und politische Internationalisten sich dies noch vor Jahren ausgemalt hatten. Um Geschichte und Politik besser verstehen zu können, müssen wir sie mit »Geografien« unterfüttern. Nach wie vor lenken und leiten diese einen nicht unerheblichen Teil der Weltereignisse. So hat etwa die US-amerikanische Erfahrung am Hindukusch und im Zweistromland allen »humanitär« gesinnten »Interventionisten« auf drastische Weise signalisiert, dass sich liberale und demokratische Institutionen nicht überall auf der Welt nach Gutdünken etablieren lassen.

Im Übrigen erleben Raumpolitiken schon seit längerer Zeit geradezu eine Renaissance. Nicht nur in den USA, in Europa,¹ Deutschland² und Russland,³ sondern auch in China und Indien. Genau genommen durchzieht die geopolitische Denkweise den gesamten Globalisierungsdiskurs, und zwar von Beginn an.⁴ Und mehr noch: Seit einiger Zeit haben wir Grund zu der Annahme, dass die Globalisierung diese Tendenz eher verstärkt als geschwächt hat.⁵ Durch Nine-Eleven ist sie allenfalls wieder hoffähig geworden und auf triumphale Weise in die politische Agenda zurückgekehrt.

VON UNGEAHNTER AKTUALITÄT

Zu erkennen ist dies auch an der Popularität, die politische Geografen derzeit in aller Welt genießen. An der von Fernand Braudel etwa, dessen Werke vom ehemaligen französischen

Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy offen bewundert werden und die jüngst in Deutschland im wieder neu aufgelegt wurden.⁶ Und insbesondere am neuen Ansehen von Sir Halford John Mackinder. Dessen raumpolitische Vorstellungen fanden schon Jahre, bevor die »Bushies« an die Macht kamen,⁷ Eingang in die Außenpolitik der damals noch »einzigsten Weltmacht«.

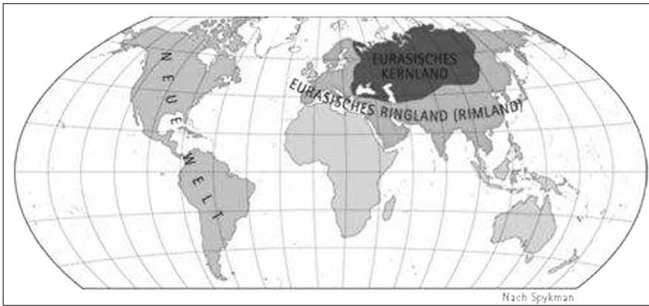
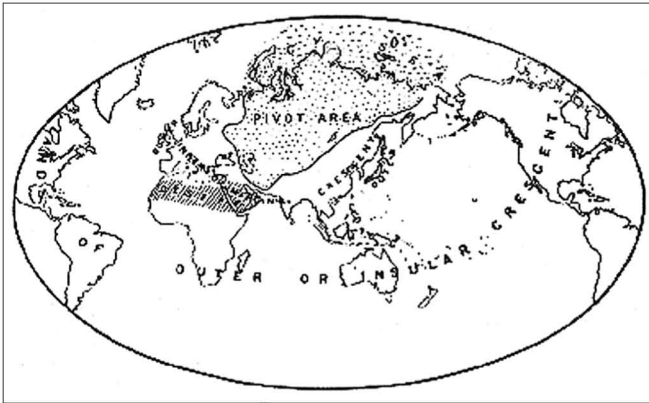
Vor gut einhundert Jahren erklärte der Brite vor der versammelten *Royal Geographical Society* in London⁸ die vierhundert Jahre währende »kolumbianische Epoche« für beendet. Das Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen sei abgeschlossen, die Weltkarte präzise und vollständig gezeichnet. Und da es für die europäischen Mächte fortan auch keinen Raum mehr gebe, um sich weiter ausdehnen zu können, werde man es künftig »mit einem geschlossenen politischen System« zu tun haben, mit einem »System von weltweiter Bedeutung«.

Bestimmt werde es von der »eurasischen Landmasse«, die dadurch auch das potentielle Macht- und Gravitationszentrum der Erde, der Menschheit und ihrer Geschichte sein werde. Ein Großteil dieser Landmasse werde vom Russischen Reich eingenommen, während die westlichen Mächte, deren Kultur sich immer schon im Abwehrkampf gegen die asiatische befunden habe, ja geradezu aus diesem Kampf resultiere, nur einen verschwindend kleinen Teil Eurasiens besäßen.

Heraufziehen sah der politische Geograf bereits 1904 die Globalisierung innereuropäischer Konflikte (die dann in zwei verheerenden Weltkriegen kulminierten) sowie den Aufstieg Russlands zur dominierenden Landmacht Eurasiens. Dieser Weitblick verblüfft auch noch aus heutiger Sicht. In Asien gewinne Russland, so Mackinder, geografisch »die zentrale strategische Position«. Es könne zwar nach allen Seiten angreifen, freilich auch von allen Seiten, außer von Norden, angegriffen werden.⁹

SCHAUPLATZ DER GESCHICHTE

Zugleich machte der politische Geograf bereits auf vier Räume aufmerksam, von denen aus die Stabilität Eurasiens, des »Drehpunkts der Geschichte«, bedroht werde. Geografisch stimmten sie nämlich mit den Einflusszonen der vier großen Religionen überein, mit Buddhismus, Hinduismus, Islam und Christentum. Während das erste Gebiet, China, auf den Pazifik, und das



Der eurasische Pivot der Erde nach Nicholas J. Spykman

zweite, Indien, auf den Indischen Ozean ausgerichtet seien, werde die dritte Region, die arabische Halbinsel, durch ihre Nähe zum afrikanischen Kontinent geprägt. Das vierte Gebiet hingegen, Europa, zehre vom Atlantik und seinem Klima.

Dem heutigen Leser dürften die historischen und geopolitischen Kontinuitäten sofort ins Auge fallen: die beiden heißen Kriege und der Kalte Krieg, die Kriege in Korea und in Vietnam, der Einfall der Sowjets in Kabul, die pakistanisch-indischen Kriege, die diversen Golfkriege und, nicht zu vergessen, der *War on Terror*. Unter diesem Aspekt erschließt sich auch, welche geostrategische Bedeutung heute bestimmte Faktoren für die *Weltinsel Amerika* haben: die EU-Osterweiterung und die Integration der Türkei, der geopolitische Pluralismus in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion und die Fortsetzung der US-amerikanischen Stützpunktpolitik in Arabien, in Zentralasien und Fernost. Die Vereinigten Staaten haben nur über das Meer Zugang zum eurasischen Kernland und bilden zusammen mit Großbritannien, Japan und Australien einen »äußeren Ring« um dieses Kernland.

Mackinders Betrachtungen und Vorhersagen hat der Alt- und Großmeister der US-Geopolitik, Zbigniew Brzezinski, vor nicht allzu langer Zeit noch im erweiterten Beraterkreis Barack Obamas tätig,¹⁰ schon vor mehr als zehn Jahren in seinem Buch *Die einzige Weltmacht* auf-¹¹ und zu einer neuen »Politik des Großraums« ausgearbeitet. Und auch Samuel Huntingtons

»Kulturkreislehre«, die einen *Clash of Civilizations* erwartet, hat Anregungen von Mackinder bezogen.

Mittlerweile wissen wir, dass sich alle größeren Kampfhandlungen der letzten sechzig Jahre sich in dieser »geografischen Sichel« ereignet haben, die Mackinders Gegenspieler Nicholas J. Spykman gut dreißig Jahre später als »Rimländer« bezeichnet hat. Diese erstrecken sich vom Balkan über den Nahen und Mittleren Osten bis nach Vietnam und Korea in Südostasien. Hier, in diesem »inneren Kreis«, befinden sich heute, sieht man vom pazifizierten Europa ab, nahezu alle »Schattenbereiche«, die die Staaten der Welt in diplomatischer Alarmbereitschaft halten.

MACHTVERSCHIEBUNG

Mackinder war damals davon überzeugt, dass sich die geografische Weltlage, die sich 1900 noch im »politischen Gleichgewicht« befand, zugunsten des »Drehpunktzustands« verändern würde, sollte es der dominierenden Landmacht Russland gelingen, ihren Einfluss auf die Randgebiete Eurasiens auszuweiten und Zugang zum Meer zu erhalten. Daher konzentrierte sich auch die spätere Politik der USA darauf, diese Macht von den »Rimländern« aus einzudämmen. Denn nur wer diese Länder oder zumindest einen Großteil davon beherrscht, kann sich rühmen, politischer »Herrscher« über den Globus zu sein.

Um das westliche Rimland, mithin Europa, vor dem Zugriff Russlands zu schützen, empfahl der britische Geograf schon

- 1 Rudolf Maresch: »Wo ist Europa?«, in: *Telepolis*, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/9/9018/1.html> vom 08.07.2001.
- 2 Joachim Fritz-Vannahme: »Spiel ohne Grenzen. Was Europa ist, wurde lange Zeit nur durch Inhalte definiert. Nun ist auch politische Geografie gefragt«, in: *Die Zeit*, Nr. 4/2000, http://www.zeit.de/2000/04/Spiel_ohne_Grenzen_Was_Europa_ist_wurde_lange
- 3 William C. Wohlforth: »Heartland Dreams. Russian Geopolitics and Foreign Policy«, <http://www.dartmouth.edu/~govt/docs/HeartlandDreams.PDF>
- 4 Rudolf Maresch: »Die Rückkehr des Raums.« In: *Telepolis*, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/4/4825/1.html> vom 03.02.2001.
- 5 Gustav Falke: »Was sich alles selbstverwirklicht«, in: *FAZ* vom 18.01.2008.
- 6 Rudolf Maresch: »Europas Zukunft liegt im Südens«, in: *Telepolis*, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/29/29492/1.html> vom 31.01.2009.
- 7 Christopher J. Fettweis: »Eurasia, the »World Island«. Geopolitics, and Policymaking in the 21st Century«, in: *Global Research*, March 14, 2006, <http://www.global-research.ca/index.php?context=va&aid=2095>.
- 8 Sir Halford John Mackinder: »The Geographical Pivot of History«, in: *The Geographical Journal*, April 1904, <http://www.jstor.org/pss/1775498>.
- 9 Damals konnte Mackinder natürlich noch nicht ahnen, dass das Packeis, bedingt durch einen Klimawandel, im Norden einmal auftauen und sich für Russland eine neue »ozeanische Front« öffnen würde, etwas, das dem kommunistischen Land Ende der Siebziger im Afghanistan-Feldzug noch verwehrt geblieben war.
- 10 Zbigniew Brzezinski: »An Agenda for NATO«, in: *Foreign Affairs*, September/October 2009, <http://www.foreignaffairs.com/articles/50579/zbigniew-brzezinski/a-plan-for-europe-how-to-expand-nato>.
- 11 Rudolf Maresch: »Und morgen die ganze Welt«, in: *Telepolis*, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/11/11497/1.html> vom 06.01.2002.

damals die Einrichtung von Pufferstaaten zwischen dem »Herzland« und den »Rimländern«. Dies werde helfen, glaubte Mackinder, die geopolitische Lage auf dem Kontinent zu stabilisieren. Dass dies letztlich misslang, der Eroberungsfeldzug von Mitteleuropa aus in umgekehrter Richtung erfolgte, konnte er jedoch nicht voraussehen. Aber vielleicht macht es heute Vladimir Putins latente Besorgnis um die territoriale Integrität seines Landes verständlicher.

Allerdings wies Mackinder im letzten Abschnitt seines Vortrags noch auf eine andere Möglichkeit hin: Gelänge es China, einem weiteren Rimland, Russland zu besiegen und dadurch zur dominierenden eurasischen Landmacht aufzusteigen, könnte es seinem neuen Reich »eine ozeanische Front« beschaffen, etwas, was der russischen Macht bislang versagt geblieben ist, nämlich »Warmhäfen« für seine Marine zu haben. Für das westliche Europa werde China damit zur »Gelben Gefahr«. Auf die Gegenwart bezogen: Die US-amerikanische Ausrichtung auf Afghanistan und den Irak, auf die Konkurrenz mit Russland um die Vorherrschaft in Zentralasien und im Kaukasus, wäre dann gegenstandslos und müsste geopolitisch neu überdacht werden.

Und sie müsste wohl auch neu justiert werden, sollte es zu einer eurasischen Allianz zwischen Europa und Russland oder China und Russland kommen. In der Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit, der auch Kasachstan, Usbekistan und weitere drei zentralasiatische Staaten angehören und in der Indien und der Iran Beobachterstatus haben, ist eine derartige Allianz in gewisser Weise schon vorgedacht. Die in den letzten Jahren zur Routine gewordenen Treffen der G20-Staaten in Seoul und anderswo wären undenkbar ohne die Verschiebung der Machtverhältnisse – hinweg vom Atlantik und hin zu den beiden anderen Weltmeeren, zum Pazifik und zum Indischen Ozean.

HAUPTBÜHNE DES 21. JAHRHUNDERTS

Es kann daher nicht verwundern, dass Barack Obamas erste Reise nach seiner Wiederwahl nicht nach Europa ging, sondern nach Fernost, in den Pazifischen Raum, nach Myanmar und zum ASEAN-Gipfel, wo der Präsident mit Chinas politischen Führern zusammentraf. Und es verwundert auch nicht, dass Robert D. Kaplan die Hauptbühne der geopolitischen Auseinandersetzung in diesem Jahrhundert ins Südchinesische Meer und in den Indischen Ozean verlagert sieht.¹²

In diesen Geografien kollidieren heute die energiepolitischen Interessen des Westens, die politische Theologie des Islam und die wetteifernden Zukunftsmächte China und Indien miteinander. Dort werden heute neunzig Prozent des Welthandels und zwei Drittel der Energietransporte abgewickelt, insbesondere durch die strategisch bedeutsamen Straßen und Meerengen von

Hormuz und Malakka. China und Indien haben ebendort ihre Flottenpräsenz exorbitant ausgebaut. Sie suchen verstärkt nach Bündnispartnern, Militärhäfen und Stützpunkten, um ihre Handelsflotten vor Attacken von Piraten oder sonstigen Freibeutern schützen zu können.

Dies erklärt auch, warum sowohl von chinesischen als auch von indischen Strategen die geopolitischen Klassiker hervorgeholt und ausgiebig studiert werden, Nicht zuletzt *The Influence of Sea Power Upon History, 1660–1783* von Alfred Tayer Mahan aus dem Jahr 1890. In diesem Buch versucht der Marinegeneral die Behauptung zu begründen, dass die Seemacht und die Verteidigung der eigenen Handelsflotte entscheidende Faktoren im globalen politischen Kampf gewesen seien. Und er betont dass neben dem Pazifik vor allem der Indische Ozean als »geopolitischer Angel- und Drehpunkt« dazu geeignet sei, Druck auf die eurasischen Rimländer auszuüben und die politische Entwicklung dort entsprechend zu beeinflussen. Wer Eurasien von außen dominieren wolle, der müsse, so nochmals der dänisch-amerikanische Stratege Nicholas Spykman ein halbes Jahrhundert später, die Küstengebiete Eurasiens beherrschen.

DER NEUE PIVOT

Die USA haben mit ihrer gewaltigen Seeflotte auf die neue Lage längst reagiert. Sie haben spätestens seit Obamas erster Amtszeit einen radikalen Strategiewechsel vollzogen und sowohl ihren geopolitischen Schwerpunkt als auch ihren imperialen Anspruch in die asiatisch-pazifische Region verlagert.

Darum überrascht es auch kaum, dass Obamas Berater diese Region zum neuen »Pivot« erklärt haben.

In den vergangenen Jahren hat die Obama-Administration mit den Anrainernstaaten, also mit Australien und Indonesien, mit den Philippinen und Vietnam und mit Japan, Neuseeland und Südkorea neue Bündnisverträge geschlossen. Sie hat Militärstützpunkte neu angelegt oder reaktiviert, etwa in der Yellow Sea, abgehalten und hat ihre Seepräsenz in Fernost deutlich ausgebaut. Laut dem früheren Verteidigungsminister Leon Panetta sollen dort bis 2020 sechs Flugzeugträger mit Kampftruppen ständig patrouillieren.

Ob sich das »Reich der Mitte« davon einschüchtern lassen wird, ist fraglich. Unbeirrt erweitert es schrittweise seine militärischen Kapazitäten. Erst jüngst wurde von China voller Stolz der erste Flugzeugträger in Dienst gestellt. Es ist völlig ungewiss, ob die US-amerikanischen Eindämmungsmaßnahmen die Lage in der Region beruhigen können. Ein US-Stratege hat erst jüngst in *Foreign Affairs* diese Politik für falsch und grob fahrlässig erachtet.¹³

Die »Pivotpolitik« Obamas habe nicht zur Stabilisierung der Lage in Asien beigetragen, heißt es dort. Vielmehr bevölkerten nun Kriegsschiffe und Düsenjets die Lüfte und Meere der Region, wodurch die Gefahr für die USA, wegen einiger unbedeutender Inseln in Scharmützel verwickelt zu werden, stark gewachsen sei. Und in der Tat nehmen die Spannungen zwischen China und Anrainerländern zu. Laut einer Studie der RAND-Corporation¹⁴ werden die USA spätestens 2020 nicht mehr in der Lage sein, Taiwan gegen einen möglichen chinesischen Angriff zu verteidigen. Der Verlust Taiwans würde dem »Reich der Mitte« dann die völlige Kontrolle über die erste Inselkette sichern.

China hat auf die jüngste »Bully-Politik« der USA ebenfalls vorbeugend zu reagieren begonnen. Es kooperiert nunmehr mit der Atommacht Pakistan und dem Rohstofflager Myanmar, erhöht auch seinen Einfluss auf den geostrategisch enorm wichtigen Standort Nordkorea kontinuierlich, vor allem, um seine Positionen gegenüber Indien und den USA in der Region zu festigen und auszubauen. Die Aufrüstung der beiden Lager ist längst in vollem Gange, und auch Allianzen *quer* zu dieser Gegnerschaft sind nicht auszuschließen. Durch seines exorbitanten Wirtschaftswachstums, seiner klugen Vertragspolitik gegenüber den rohstoffreichen Ländern Afrikas und des gezielten Auf- und Ausbaus seiner Land- und Seestreitmacht, verfügt China heute über weitere Machtmittel, um seine Einflusszonen und Interessensphären zu erweitern.

Zudem spielt China wieder seine Veto-Karte im UN-Sicherheitsrat aus. Es hat Sanktionen gegen den Iran und Syrien blockiert und mit Teheran Öllieferungsverträge abgeschlossen. Und es hat Waffen an den Iran, an Nordkorea und Pakistan geliefert. All dies lässt vermuten, dass China seine Absichten in dieser Region ebenso aggressiv durchzusetzen versucht, wie dies die USA im 20. Jahrhundert getan haben. Doch gibt es hier einen kleinen, aber feinen Unterschied. Soweit ersichtlich, handelt China in keinem selbsterteilten missionarischen oder gar messianischen Auftrag zur Errettung der Welt.

Dem »Reich der Mitte« scheint es vorwiegend um die Sicherung von Ressourcen, Rohstoffen und Bodenschätzen zu gehen, um den Hunger seiner riesigen Bevölkerung nach Wohlstand, Konsum und sozialer Sicherheit zu stillen.¹⁵ »Handel statt Zwang« – auf diese bündige Formel könnte man die politische Strategie des neuen Strebers und Aufsteigers im 21. Jahrhundert bringen. Folglich könnte dem Südchinesischen Meer in naher Zukunft jene politisch-geografische Rolle zukommen, die einst die Karibik für die USA, die Ägäis für die Griechen und das Mittelmeer für das Imperium Romanum gespielt haben.

Daher soll nochmals an die weise Vorausschau des Sir Halford John Mackinder erinnert werden. Fünfzehn Jahre nach seiner Rede vor der *Royal Geographical Society* prognostizierte er in dem Buch *Democratic Ideals and Reality*, dass China, wenn

einmal Großbritannien und dann die USA ihre Vormachtstellung verloren hätten, die Welt anführen werde. »Für ein Viertel der Menschheit« werde China »eine neue Kultur gründen, eine, die weder vollkommen östlich noch vollkommen westlich sein wird«,¹⁶ sondern irgendetwas dazwischen. Vielleicht wird es – aus heutiger Sicht – auf eine Verquickung von wirtschaftlichem Liberalismus und politischem Autokratismus hinauslaufen.

ER HÖRT NICHT AUF, SICH NICHT ZU SCHREIBEN

Wider Erwarten haben es weder Welthandel und Weltverkehr (Kommerz und Technologie) noch universalistische Werte, Prinzipien oder Ideen (Ideologien) vermocht, die Welt der Landkarten und politischen Geografien loszuwerden. Nach wie vor scheint die geografische Lage eines Landes die Mentalität und das Schicksal seiner Bevölkerung zu bestimmen.

Sir Halford John Mackinders Diktum, wonach zwar »der Mensch die Initiative besitzt, die Natur aber weitgehend die beherrschende Kraft ist«, liefert dazu die macht- bzw. geopolitischen Plausibilitäten. Menschen und Ideen mögen Ereignisse beeinflussen, Raum und Geografie scheinen dabei aber maßgeblich mitzuschreiben.

Gewiss werden politische Kämpfe auch und vor allem um Ideen geführt. Wer wollte das leugnen. Schon Adolf Hitler hat es verstanden, die »Erschließung neuen Lebensraums« mit den dazu benötigten Ideen zu verquicken. Kaplan zufolge war auch die »ethnische Säuberung«, die die weißen Amerikaner im Westen des Landes den indianischen Ureinwohnern angedeihen ließen, beispielgebend dafür. Aber der Ideologe, das wissen wir spätestens seit Louis Althusser, nimmt immer nur die Ideologie der anderen und nicht die seinige ins Visier. Daher auch war der kleine Streit,¹⁷ der jüngst in der *FAZ* um die Aktualität und politische Relevanz von Geografie und Raum für staatliches Handeln ausgetragen wurde, so unergiebig.

¹² Robert D. Kaplan: »Center Stage for the 21st Century: Rivalry in the Indian Ocean«, in: *Foreign Affairs*, March/April 2009, http://www.realclearpolitics.com/articles/2009/03/rivalry_in_the_indian_ocean.html

¹³ Robert S. Ross: »The Problem With the Pivot«, in: *Foreign Affairs*, November/December 2012, http://www.viet-studies.info/kinhte/FA_NovDec2012_Problem-WithPivot.htm

¹⁴ RAND: »A Question of Balance«: http://www.rand.org/pubs/monographs/2009/RAND_MG888.pdf

¹⁵ Robert D. Kaplan: »The Geography of Chinese Power«, in: *New York Times* vom 19.04.2010, <http://www.nytimes.com/2010/04/20/opinion/20iht-edkaplan.html>, sowie in: *Foreign Affairs*, May/June 2010.

¹⁶ Sir Halford John Mackinder: *Democratic Ideals and Reality – A Study in the Politics of Reconstruction*. USA 1944 (Erstausgabe 1912).

¹⁷ Hans-Christof Kraus: »Und ihr denkt, es geht um einen kleinen Diktator«, in: *FAZ* vom 24.07.2012. Pia Fuhrhop und Markus Kaim: »Die Großmacht allein gewinnt keine Kriege«, in: *FAZ* vom 24.08.2012.

Es mag ja sein, dass das geopolitische *game play* nicht mehr nur von den Großmächten, von Russland, China und den USA, dominiert wird, dass immer öfter auch regionale Mächte und nichtstaatliche Akteure, Terrorbanden und humanitäre Organisationen, mitmischen und ins strategische Kalkül einbezogen werden müssen. Und es mag sein, dass internationale Normen das Handeln der Großmächte, wenn schon nicht zügeln, so doch kanalisieren können. Ein schlagendes Argument gegen die Macht und die Relevanz des »geografischen Raums« in den internationalen Beziehungen ist dies aber beileibe nicht. Vielmehr scheint mir der »geografische Raum« ein genuines Beispiel für »Latenz« zu sein. (Mein Freund Sepp Gumbrecht hat hierzu im letzten Frühjahr einen ausführlichen Bericht abgeliefert.)¹⁸ »Raum« und »Geografien«, so könnte man mit Jacques Lacan formulieren, »hören einfach nicht auf, sich nicht zu schreiben«.

WIR SIND NOCH IMMER VIKTORIANER

Letztendlich werden die politischen Kämpfe wohl immer noch um Räume und Territorien geführt, um Rohstoffe und Ressourcen, um Zufahrtswege und Meerengen, um Einflusszonen und Interessenssphären. Daran hat sich seit der Zeit des »Großnationalismus«, der Bismarcks Europa in seinen Bann zog und dem Kontinent zwei blutige Kriege bescherte, wenig geändert. Der Machtpoker hat noch größere Ausmaße angenommen, und mittlerweile beteiligen sich an ihm mehr und neue Akteure.¹⁹

Irgendwie scheinen wir, tief im Inneren, immer noch »Viktorianer« zu sein, oder zumindest so zu denken, wie sie vor gut hundert Jahren gedacht haben.

Noch Montesquieu war davon überzeugt, dass Landschaften, Berge und Meere, Klima und Böden den Charakter der Menschen »wesentlich« formen. Und von Napoleon ist überliefert, dass für ihn »Politik ohne Geografie« undenkbar war. Sie wohne der Politik unmittelbar inne, sagte er. Die »geografische Lage« eines Landes bestimmt danach dessen Regierungsdenken und Regierungshandeln entscheidend mit. Sie bildet, wenn man so will, den Background oder die Kulisse der menschlichen Geschichte.

Ein Determinismus hinsichtlich des politischen Handelns lässt sich daraus sicherlich nicht ableiten. Migrationen und Mischkulturen, moderne Verkehrsmittel und Kommunikationsübertragung bringen weitere Faktoren ins Spiel. Gleichwohl belehren uns »politische Geografen« immer noch über die Grenzen und Beschränkungen, denen der liberale Universalismus unterliegt, gleich, unter welcher Flagge er auch segelt und in welcher robusten (Hardpower) oder weichen Ausführung (Softpower) er auch daherkommen möge.

¹⁸ Hans Ulrich Gumbrecht: *Nach 1945: Latenz als Ursprung der Gegenwart*. Frankfurt/Main 2012.

¹⁹ Rudolf Maresch, »Das Machtspiel geht weiter«, in: *Eurasisches Magazin*, Nr. 4/2009, <http://www.eurasischesmagazin.de/artikel/?artikelID=20090418>

PARVIZ AMOGLI

VON PFERDEN UND PRINZIPIEN EIN GESCHENK DES AMERIKANISCHEN VOLKES



© Veryl Goodnight

Veryl Goodnight: »The Day the Wall came down«. Statue in Berlin – ein Geschenk des amerikanischen Volkes.

Verlässt man Berlin in Richtung Südwesten, findet sich in Zehlendorf, entlang der Clayallee zwischen Alliierten-Museum und der Steubenbüste an der Ecke Hüttenweg, versteckt in einer hainähnlichen Grünanlage, ein bemerkenswertes Denkmal. Es stammt aus dem Jahre 1998, erinnert an den Mauerfall neun Jahre zuvor, ist ein Geschenk des US-amerikanischen Volkes an die Bundesbürger, heißt *The Day The Wall Came Down* und zeigt fünf bronzene Pferde, die in wildem Sprung über die Trümmer der Berliner Mauer hinweg galoppieren.

Auf den ersten Blick bietet sich dem Betrachter ein verwirrendes, ja beinahe schon absurdes Bild. Denn alles an der Skulp-

tur widerspricht der bundesrepublikanischen Vorstellung von einem zeitgemäßen, modernen Denkmal. Das beginnt mit dem ganz und gar unerhörten Umstand, dass ein identitätsstiftendes, kollektives Prinzip in Bronze gegossen und aufgestellt werden kann. Und findet seine Fortsetzung in einer gleichermaßen anachronistischen wie frivolen Darstellung von Pathos, Großspurigkeit, Naivität, Einfältigkeit und kraftmeierischer Pose, auf die man nur mit Fassungslosigkeit zu reagieren weiß. Zu guter Letzt laden die bronzenen Rappen auch nicht gerade zum Mitmachen oder Ausprobieren ein, weshalb dem Betrachter jede Gelegenheit genommen ist, irgendetwas authentisch nachzuempfinden.

Das einzige, was man mit *The Day The Wall Came Down* machen kann, ist, es anzusehen und sich zu fragen, wer auf die Idee gekommen ist, das Ende der DDR als eine Stampede zu interpretieren.

Eine Antwort liefert die Gedenktafel an der straßenseitigen Denkmalsbegrenzung. Dort ist nachzulesen, wer die Skulptur übergeben hat. Nämlich kein Geringerer als George Bush sen., der damalige US-Präsident. Damit ist natürlich alles klar. Das Bild fügt sich zusammen. Von dem Texaner, Republikaner, Kriegspräsidenten und Vater seines Sohnes war ja nichts anderes zu erwarten als John-Wayne-Ästhetik und Western-Romantik mitten in Zehlendorf.

Hochmut zieht auf. Die fünf bronzenen Wildpferde machen es einem aber auch leicht. All die ehernen Gewissheiten bezüglich der ignoranten, selbstverliebten und präpotenten Amis scheinen sich in ihnen zu verdichten. Bildsprache und Botschaft der Skulptur verdrängen sogar die Scham über das projektierte bundesrepublikanische Gegenstück, die wippende Riesen-Salatschüssel. Und damit das auch so bleibt, ist man bei der Beurteilung von *The Day The Wall Came Down* selbstverständlich nicht geneigt, Gutmütigkeit nach dem Motto »So sind sie halt!« walten zu lassen. Vielmehr steht einem der Sinn nach Hohn und Spott. Schon beginnen sich die vielen kolportierten Versäumnisse und Missgriffe des Denkmalsstifters, der USA, aus dem inneren Sündenvergleichsregister ins Bewusstsein zu drängen.

Doch womit soll man beginnen? Bei der Gesundheitsversorgung, dem Bildungsstand oder dem Bankencrash, beim Bible-Belt oder den Privatmilizen, beim JFK-Mord, beim Tonkin-Zwischenfall oder der Powell-Rede im UN-Sicherheitsrat? Oder doch lieber bei diversen unsensiblen YouTube-Videos und dem Rüstungshaushalt? Und was ist mit der Schweinebucht und Nicaragua? Es gibt so vieles, von dem man glaubt, es könnte, nein, es müsste die Wildpferde doch ins Straucheln bringen, und es fällt einem immer noch etwas Neues ein. Wall Street, Drohnen und Hollywood schwirren einem im Kopf herum, Kreationisten und Klimaleugner, das Wahl- und Waffenrecht, der Coca-Cola-Weihnachtsmann und selbstredend Valentins- und Muttertag. Bei einer derartig überwältigenden Beweislage kann die Wirkung nicht ausbleiben. Und so fühlt man sich mit jedem weiteren Stichwort, jeder weiteren Vergewisserung zivilisatorischer Höherwertigkeit, ein bisschen wohler.

Dieses Wohlgefühl jedoch ist trügerisch. Das wird umso deutlicher, je länger man die Skulptur in Augenschein nimmt. Denn egal, wie sehr man sich an ihrer Dekonstruktion versucht, sie lächerlich macht oder als Kitsch diffamiert – die behafteten Sendboten texanischen Freiheitsgefühls ficht das alles nicht an. Im Gegenteil, ihre Wucht scheint dadurch nur noch zu wachsen. Donnerhall und Wogenprall auf Amerikanisch.

Da hilft es auch nichts, in einem letzten verzweifelten Akt der Selbstgerechtigkeit den Vereinigten Staaten angesichts eines so drastisch zur Schau gestellten Selbstbewusstseins imperialistische Unverfrorenheit unterstellen zu wollen. Was normalerweise eine argumentative Massenvernichtungswaffe ist, perlt hier wirkungslos ab. Die Gäule sprengen darüber hinweg, einfach so.

Schließlich und endlich muss der Betrachter resignieren, einlenken und einsehen: Jener Hochmut, der sich ob seines, nach Feuilleton riechenden bundesrepublikanischen Kritizismus so gut anfühlt, ist nichts anderes als die Missgunst des biederen Kleingartenbesitzers gegenüber dem nomadisierenden Trapper. Und es ist unangenehm, wenn dann Erinnerungen an die vielen Western herandrängen, die man früher, in der Jugend, gesehen hat und bei denen man stets darum bemüht war, auf der Seite Letzterer zu stehen. Alles umsonst!

Von da an beginnt sich das, was eben noch so wohlfeil belächelt wurde, das naiv Pubertierende, das pathetisch Kraftmeiernde, gegen den Herablassenden zu wenden. Überheblichkeit, Arroganz und ähnliche Anwandlungen haben gegen das machtvoll galoppierende Sendungsbewusstsein keine Chance. Unter den Bronzehufen werden die aufgeblasenen Impertinenzen und Popanze auf das Kleinformat zurechtgestutzt, dem sie entsprungen sind.

Gegenwehr ist zwecklos, so sehr man sich auch bemüht. Dies aber liegt keineswegs an der Überzeugungskraft eines eventuell attraktiveren oder lebenswerteren American *way of life*. Nein, ganz und gar nicht. Dafür ist und bleibt dieser einfach zu fremd.

Stattdessen ist es die Ermangelung einer gleichwertigen Antwort, die wehrlos macht. Es gibt kein konkurrierendes identitätsstiftendes Prinzip, noch nicht einmal den Ansatz zu ihm, und – was am übelsten ist – Derartiges wird erst gar nicht gewollt. In der Berliner Republik ist dort, wo andere Kollektive ein Herz haben, lediglich ein Flachbildschirm installiert, auf dem nur ein einziges Programm läuft: die 24/7-Livekonferenzschaltung des Zentralen Deutschen Führerfunks, des ZDF, abwechselnd aus der Neuen Reichskanzlei, aus diversen Berghöfen und Bunkern. Gemeinschaft kann daraus nicht erwachsen, nur ihr kaltes, seelenloses Gegenstück: Gesellschaft. Das ist die bittere Erkenntnis, wenn man lange genug vor den Bronzepferden ausgeharrt hat.

Am Ende bleibt dem Betrachter eigentlich nur noch eines zu tun übrig, und zwar, jedem Kollektiv zu gratulieren, das seine verbindenden und verbindlichen Prinzipien in Metall zu gießen versteht.

Solange die Bundesrepublik und EU-Europa dies nicht vermögen, bleibt *The Day The Wall Came Down* ein schmerzhafter Tritt mitten hinein in die Weichteile eines jeden Berliner Bundesbürgers und EU-Europäers.

ALEXANDER SCHULLER

AUF HOHER SEE DEMOKRATIE OHNE VOLK?

»Das Volk steht auf, der Sturm bricht los« sangen 1813 die Deutschen, als sie sich von der Herrschaft Napoleons befreiten. »Wir sind das Volk« riefen im Herbst 1989 die Deutschen in der deutschen Volksdemokratie, als sie sich von der Parteien-Herrschaft des Erich Honecker befreiten und in die Parteien-Herrschaft des Helmut Kohl begaben. Als ihnen das klar wurde, verging ihnen das Rufen schnell. Zwei Fragen warf dieser historisch bedeutsame Vorgang aber auf: Wer und was ist das Volk und wie verwirklicht, wie institutionalisiert es sich? »Was ist das Volk?« ist eine inzwischen globale, eine existentielle Frage – mit einem Weltbürgerkrieg am Horizont. »Wie verwirklicht sich ein Volk?« fragt nach der jeweiligen Legitimität der politischen Repräsentation. Das ist eine primär lokale Frage.

Diese zweite Frage versucht der kleine Aufsatzband von Wilhelm Hennis *Auf dem Weg in den Parteienstaat* aus dem Jahre 1998 zu beantworten. Er befaßt sich mit der Entwicklung des Parteienstaats in der Bundesrepublik Deutschland und den verhängnisvollen Konsequenzen der Formulierung im Grundgesetz Art.21: »Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit. Ihre Gründung ist frei.« Mit dieser Formulierung griff das Grundgesetz just auf das ideologische Erbe jener »System-Parteien« zurück, die sich in Weimar als Wegbereiter der NSDAP diskreditiert hatten. Richard von Weizsäcker macht es deutlich: »Mit dem Parteiengesetz verfügen die Parteien auf dem Umweg über den Gesetzgeber über sich selbst. Von ihren Rechten ist ziemlich eindrucksvoll die Rede, wenn auch der tatsächliche Umfang ihres Einflusses bei weitem nicht erfaßt ist. Die festgelegten Pflichten sind dürftig genug und beziehen sich im wesentlichen auf organisatorische Verfahrensfragen.« Noch umfassender fällt die Kritik an den Parteien bei dem Verwaltungswissenschaftler Hans Herbert von Arnim aus: »Die Bürger haben keine Möglichkeit, wirklich ihre Meinung kundzutun; sie werden eher entmündigt. An ihre Stelle sind die politischen Parteien getreten, die aber ihre Funktion als Sprachrohre des Volkes nicht erfüllen. Sie wirken nicht an der politischen Willensbildung mit, sondern beherrschen sie weitgehend und unterlaufen die Gewaltenteilung.« (Von Arnim, S. 7) Kurz und bündig macht es Bernd Lucke: »Der Bundestag verkommt zu einem Abnicker-Gremium.« (Lucke im Gespräch, *FAZ*, 29. Mai 2012, S. 13) In einer empirischen Erhebung führen Erwin und Ute Scheuch die strukturell verankerte Korruption unserer Demokratie beispielhaft vor.

»Finanzminister Heinz Schluëßer, eine Stütze von Ministerpräsident Rau, geriet soeben mit dem Projekt ›Neue Mitte Oberhausen‹ in die Schlagzeilen des Landes NRW. Schluëßer vereint die Posten eines Aufsichtsrats bei der Thyssen AG mit dem Vorsitz des Verwaltungsrats der WestLB und ist direkt gewählter Abgeordneter von Oberhausen – alles zusätzlich zum Ministeramt. Zwei Milliarden Mark wollte die britische Stadium-Gruppe in ein Einkaufs- und Freizeitzentrum in Oberhausen investieren. Schluëßer ließ in seiner Eigenschaft 1 (Thyssen) das erforderliche Grundstück zum Quadratmeterpreis von 20 Mark mit Zustimmung aus Position 4 (Minister) an das Land verkaufen, welche dieses Grundstück dann wieder an die Grundstücksentwicklungsgesellschaft Oberhausen (Schluëßer Position 3) weitergab. In seiner Position 2 (WestLB) war Schluëßer an der Zusage beteiligt, in die Finanzierung des Zentrums einzuspringen. Die Einschaltung des Landes bedeutete, daß die britische Gesellschaft als Entwickler mit der Altlastensanierung des Fabrikgrundstücks nichts zu tun haben würde; statt dessen wird das Land 107 Millionen Mark aus dem Titel Wirtschaftsförderung für die fällige Sanierung zur Verfügung stellen. Das wiederum sieht Schluëßer in seiner Position 3 (Abgeordneter) mit Wohlwollen. Für den Grundstücksverkauf war der Essener Notar Heinemann (SPD) eingeschaltet – Sohn des früheren Bundespräsidenten und Onkel von Christine Rau, Ehegattin des Ministerpräsidenten.« (Scheuch, S. 173)

Daß dieses korrupte Parteiensystem die strukturelle Gemeinsamkeit der beiden deutschen Staaten konstituiert hat, ist deutlich – Partei gegen Volk, Obrigkeit gegen Basis, Fremdbestimmung gegen Selbstbestimmung, Terror gegen Freiheit, Lüge gegen Wahrheit – und daß die Ideologien zwar unterschiedlich, ihre Herrschaftsstrukturen aber gleich waren. Bis heute, wenn auch wirr, gelegentlich sogar irr und mit ermattender Kraft, versucht das »Volk«, auch der eine oder andere Denker eine basisdemokratische Vision zu entwerfen. Die 68er, die Ostermarschierer, die RAF, die Grünen, der rechtspopulistische Ronald Schill, die Wutbürger, jetzt vor allem die Piraten. Sie alle, und jeder von ihnen ein wild hoffender Kropotkin, erfüllt von einem dumpfen »völkischen«, also »basisdemokratischen« Bewußtsein. Obsiegt hat bisher allerdings die Partei, die Partei, die immer Recht hat – und eben auch die Macht. So läßt sich die zutiefst gesamtdeutsche Kanzlerschaft einer Angela Merkel einordnen.

Sie verkörpert die imperial anwachsende, wiedervereinigte Macht der Parteien, deren sowohl strukturelle als auch ideologische Verschmelzung, deren Geistlosigkeit.

Der Parteienstaat hat die Dichotomie von links und rechts erledigt. Insofern folgt er ganz realistisch dem gesellschaftlichen Strukturwandel. Der Terror kommt nun aus der unscheinbaren, geistig stummen Mitte. Er hat weder einen Namen noch ein Prinzip Hoffnung. Die Bundeszentrale für politische Bildung bewirbt sich ganz vergeblich um die Nachfolge der Reichsschrifttumskammer. Ihr medial mächtiges Cliché verklärt irgendeinen Oberbau, verwischt und verwirrt die Fragen der Macht und verkennt die Gewalt des historischen Prozesses. Das zeigen besonders die Arbeiten von zwei Basis-Demokraten im deutschen Kulturraum, beide Wanderer zwischen den Welten. Robert Michels kam von der linken SPD und ging zu Mussolini. Johannes Agnoli kam von der Waffen-SS und ging zum anarchistischen Otto-Suhr-Institut. Es ist historisch konsequent, daß viele der linken Mitglieder der Gruppe 47 aus dem Nationalsozialismus kamen.

Damit komme ich zu der ersten, meiner entscheidenden Frage: Was ist das Volk? Das ist keine nur deutsche Frage. Es ist allerdings bezeichnend, daß nicht deutsche oder überhaupt europäische Wissenschaftler sie gestellt haben, sondern US-amerikanische: Francis Fukuyama, Samuel Huntington und Arthur Schlesinger, Bürger jenes Staates, der sich lange Zeit als fröhlicher melting-pot verstand, und zugleich selbst Teil dieses melting-pot: der eine Japaner, der andere Jude, der dritte Puritaner. »America was founded by British settlers who brought with them a distinct culture, including the English language, Protestant values, individualism, religious commitment and respect for law. The waves of immigrants that later came to the United States accepted these values and assimilated into America's Anglo-Protestant culture. More recently, however, national identity has been eroded by the problems of (...) bilingualism, multiculturalism, the devaluation of citizenship, and the ›denationalization‹ of American cities.« (Huntington, flap)

Ähnlich und ähnlich ausführlich äußern sich Fukuyama und Schlesinger und andere US-amerikanischen Wissenschaftler, Politiker und Journalisten. Von einem Deutschen hat man wegen der bei uns herrschenden Denkhemmung Entsprechendes nicht zu erwarten, im Gegenteil, wir scheinen gerade süchtig nach einem »Disuniting of Germany« zu sein. Dabei wissen auch wir, daß ohne die Einheit von Sprache, Kultur und Geschichte kein sozialer Frieden möglich ist. Was uns verlorengegangen ist, ahnt zitternd jeder, aber was ist das Wort, was der Begriff mit dem man es fassen kann – und darf man es sagen? Was fehlt uns zum Sprung in die historische Wahrheit? Bloch hat vom Prinzip Hoffnung gesprochen, Weber von Charisma, Kantorowicz von des Königs zweitem Körper. Was fügt den alltäglich wabernden

Wahn wieder zu einer lebensfähigen legitimen Einheit zusammen?

Ohne diese Einheit gibt es kein gemeinsames Referenzsystem, keinen Dialog, keinen Konsens, keine Perspektive. Jetzt, da diese Einheit schwindet, wird uns der Zusammenhang dramatisch und täglich mehr bewußt. Die Bedeutungen von »Volk« im basisdemokratischen und von »völkisch« im nationalen Sinne amalgamieren. Weltweit. Die US-amerikanischen Autoren haben das – mit akribisch belegten Daten, auf tausenden Seiten – gezeigt. Für uns Abendländer ist Rasse ein vergifteter Begriff, für die anderen konstituiert er ihre imperiale Identität, mehr noch ihre Legitimität. In den USA bestreiten die »Weißen« die Wahlen ideologisch, die Latinos und die Schwarzen »rassisch«. Die »farbige« Minderheit hat damit die weiße Mehrheit besiegt. Auch das ist Basis-Demokratie. Mit dem weltweiten Anspruch des Islam haben sich die Kategorien verändert. Obwohl der Westen glaubte, mit der Unterstützung des Arabischen Frühlings der »Demokratie« zum Siege zu verhelfen, hat er tatsächlich dem völkischen Terror die Tore geöffnet. Was aber ist das Paradigma, wie heißt die Kraft, die uns die Welt wieder zurückgibt?

Spengler nennt sie uns. Nach 1249 Seiten schließt er seinen *Untergang* mit einem kurzen, geradezu hysterischen Kapitel. Es heißt »Maschine« und beansprucht den finalen Sinn der Geschichte des Abendlandes zu offenbaren.¹ Bei Husserl und seinen Erben (Schütz, Sartre, Habermas etc.) droht damit die Lebenswelt des Menschen zu zerfallen. Marina Weisband, die Piraten-Geschäftsführerin, gibt ihnen ungerührt recht: »Wir bieten kein Programm, sondern ein Betriebssystem.« (*Der Spiegel*, 43/2012, S. 30) Nur Heidegger, auch er ein Husserl-Schüler, scheint das kompensieren zu wollen.²

Back to basics also. Aber was ist diese Basis, das Volk, was ist die soziale Wirklichkeit? Braucht man dazu Begriffe und welche? Damit könnte man die vertikalen wie auch die horizontalen Komplexitäten der Gesellschaft, ihre Geschichte dann begreifen? Komplexitätsreduktion auf die Begriffe der Lebenswelt betreiben? Fluid democracy als die verdinglichte Kommunikationsstruktur der befreiten, vertwitterten, sprachlosen Welt-Gesellschaft? *Face to face! Laptop to laptop!* Basisdemokratie und immer wieder ein bißchen Anarchismus, ein bißchen Abgrund. Wutbürger sein, das genügt nicht. Auch ein macbook pro nicht,

¹ »Das Bild des modernen Zauberers: eine Schalttafel mit ihren Hebeln und Bezeichnungen, an welcher der Arbeiter durch einen Fingerdruck gewaltige Wirkungen ins Dasein ruft, ohne von ihrem Wesen eine Ahnung zu haben, ist das Bild der menschlichen Technik überhaupt.« (Spengler, S. 1184)

² »Weil das Wesen der Technik nichts Technisches ist, darum muß die wesentliche Besinnung auf die Technik und die entscheidende Auseinandersetzung mit ihr in einem Bereich geschehen, der einerseits mit dem Wesen der Technik verwandt und andererseits von ihm doch grundverschieden ist. Ein solcher Bereich ist die Kunst.« (Heidegger, S. 108)

selbst mit retina. *What is the message?* Braucht man einen Gedanken, wenn man die Technik hat? Genügt es nicht, Pirat zu sein? Das Problem erfaßt die Piraten, ohne daß sie es erfassen. Sie sind nur ein Warnlicht in unserer Misere. Wie der feine Kropotkin, der böse Hitler, der blöde Baader, der noch blödere Schill, die Wutbürger vom Hauptbahnhof, sie alle sind aus der Basis gekommen und wieder gegangen. Die Piraten sind die nicht mehr ganz frischen Früchte von Gesamtschule, PISA und BOLOGNA, sprachlos, vulgär, rabiatiert, schavanisiert von Kopf bis Fuß. Sie sind unsere Kinder vom Bahnhof Zoo. Gegen die kleinen Volksverräter in den großen Dienstwagen sind sie ganz hilflos – wie auch wir.

* * *

*Das Denken beginnt
in der Wildnis und gelangt, wenn es gelingt,
auch wieder dort hin.*

* * *

LITERATUR

- Agnoli, Johannes/Brückner, Peter: Die Transformation der Demokratie. Frankfurt/Main 1974.
- Beßlich, Barbara: Faszination des Verfalls. Thomas Mann und Oswald Spengler. Berlin 2002.
- Blumenberg, Hans: »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie«. In: Wirklichkeiten, in denen wir leben. Stuttgart 1981.
- Bobbio, Norberto: Left & Right. Malden 1996.
- Brauburger, Lucia: Abschied von Lübchen. Berlin 2004.
- Cioran, E.M.: Über Deutschland. Berlin 2011.
- Clark, Christopher: The Sleepwalkers. London 2012.
- Fukuyama, Francis: »Identity, Immigration & Democracy.« In: *Journal of Democracy*, April 2006, Vol. 17, Nr. 2.
- Girard, René: La violence et le sacré. Paris 1972.
- Gramsci, Antonio: Gedanken zur Kultur. Leipzig 1990.
- Heidegger, Martin: »Die Frage nach der Technik.« In: Die Künste im Technischen Zeitalter. München 1954.
- Hennis, Wilhelm: Auf dem Weg in den Parteienstaat. Stuttgart 1998.
- Hirsch, Helga: Schweres Gepäck. Hamburg 2004.
- Huntington, Samuel: Who are we? New York 2004.
- Huntington, Samuel: The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order. New York 1996.
- Husserl, Edmund: Phänomenologie der Lebenswelt. Stuttgart 1986.
- Jäger, Wolfgang (Hrsg.): Partei und System. Stuttgart 1973.
- Jensen, Uffa, et al. (Hrsg.): Gewalt und Gesellschaft. Göttingen 2011.
- Kantorowicz, Ernst: Die zwei Körper des Königs (original: The King's Two Bodies). München 1994.
- Michels, Robert: Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Stuttgart 1989.
- Rollnik, Gabriele/Dubbe, Daniel: Keine Angst vor niemand. Hamburg 2003.
- Schelsky, Helmut: Funktionäre. Stuttgart 1982.
- Scheuch, Erwin/Scheuch, Ute: Cliques, Klüngel und Karrieren. Reinbek 1993.
- Schlesinger, Jr. Arthur: The Disuniting of America. Reflections on a Multicultural Society. New York 1992.
- Schmitt, Carl: Legalität und Legitimität. Berlin 2005.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied 1975.
- Seibt, Gustav: Goethe und Napoleon. München 2010.
- Seils, Christoph: Parteiendämmerung. Berlin 2011.
- Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. München 1963.
- Steiner, George: Real Presences. London. 1989.
- Weizsäcker, Richard von: »Gespräch zur Ortsbestimmung deutscher Politik nach dem politischen Wandel in Osteuropa mit zwei ZEIT-Redakteuren«. Im Gespräch mit Gunter Hofmann und Werner A. Perger. Frankfurt/Main 1992.

IM AUFTRAG DER MENSCHENRECHTE DIE TÜCKEN DER INTERVENTIONSPOLITIK

Aufstand, Bürgerkrieg, Luftschläge – das alles spielt sich gegenwärtig und in absehbarer Zukunft ganz woanders ab, zum Glück. Im schlimmsten Fall erhöht sich hier der Benzinpreis vorübergehend um ein paar Cent. Dennoch sind einem auch als befriedeten Westler diese kaum noch vorstellbaren, schrecklichen Geschehnisse in einer Hinsicht nah, ist es doch die von fast allen geteilte Leitlinie, dass einen solche fernen Ereignisse etwas angehen. Die machtvollsten Verfechter dieser Auffassung sind Staaten und ihre Zusammenschlüsse. Nach der Selbstauflösung der Sowjetunion sind es in erster Linie die USA und ihre Verbündeten, die über die politische, wirtschaftliche und militärische Stärke verfügen, um in die Konflikte in fernliegenden Staaten einzugreifen.

Abgesehen von Zeitungslektüre, dem Abrufen von Tweets etc. erreicht das alles den eigenen Alltag freilich nicht. Trotzdem sind die Meinungsumfragen, Medienberichte, politischen Agendasetzungen erfolgreich. »Mündiger Bürger«, das bedeutet hier präzise: sich die Auffassung der Regierung, des Staates, in dem man lebt, anzueignen. Nicht in dem Sinne, dass man der Position, die die eigene Regierung vertritt, genau zustimmt (das kann, muss aber nicht der Fall sein), sondern in dem Sinne, dass man es für richtig hält, sich zu überlegen, wie man in diese Abläufe in anderen Staaten eingreift. Denn dass es richtig ist, dort einzugreifen, steht außer Frage. Strittig ist (mitunter) nur, auf welche Art und Weise – militärisch, mit Wirtschaftssanktionen, Geheimdienstaktionen, Waffenlieferungen etc. Je nach politischer Lage und nach Stand der Expertenmeinungen kann sich das manchmal sogar bei derselben Nation rasch ändern. Das Ergebnis ist aber oft das gleiche: Wenn nicht direkt zum Krieg, so tragen all diese Maßnahmen zumindest zur Etablierung, Verlängerung und/oder Intensivierung der Auseinandersetzungen in dem betroffenen Land bei.

Den Grund der Interventionsüberlegungen muss man nicht lange suchen. Sie ergehen im Auftrag der Menschenrechte. Damit sind die verschiedenen Interventionspläne bestens legitimiert. Denn was sollte man schon dagegen sagen, wenn man nicht rassistische oder großräumpolitische Ziele für wichtiger hält als den Schutz des »Rechts auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person«, wie es in Artikel 3 der UN-Erklärung der Menschenrechte heißt? Aus sozialistischer Sicht kann man sich fraglos an der Hervorhebung der »Freiheit« im direkten Zusammenhang mit »Leben« und »Sicherheit« stören. Da aber in der UN-Erklärung in Artikel 25 auch das Recht auf einen »Lebensstandard«, der »Gesundheit« und

»Wohlergehen« (»well-being«) einschließt, verankert ist, sind sozialistische Kritikpunkte an einem formalen, individuellen Freiheitsrecht, das die notwendige, kollektiv zu stiftende materielle Grundlage zugunsten des Schutzes des Privateigentums vernachlässigt, zumindest halbwegs berücksichtigt. Die früher häufig anzutreffende, heute nur schwach vernehmbare linke Position, aus Abneigung gegen die westlichen Interventionsmächte (vor allem natürlich die USA) irgendetwas Positives an den angegriffenen Diktaturen und Gewaltherrschern ausfindig zu machen, ist zudem ohnehin bloß als Reflex, nicht aber als Argument ernst zu nehmen.

Deshalb ist es folgerichtig, wenn das heutige Völkerrecht nach mittlerweile gängiger westlicher Auffassung auch kriegerische Akte gegen Staaten ermöglicht, die keine Kriege gegen andere Staaten begonnen haben oder auch nur androhen. Eklatante Menschenrechtsverletzungen rechtfertigen und erfordern nach dieser Lesart des Völkerrechts geradezu kriegerische Operationen (die dann gerne unter dem Titel »Humanitäre Intervention« laufen), selbst wenn diese schwerwiegenden Menschenrechtsverstöße sich auf die »inneren Angelegenheiten« eines souveränen Staates beschränken. Darum ist es auch vollkommen verständlich, wenn die westlichen Regierungsinstanzen und Bürger sich verpflichtet fühlen, im Falle solch schwerer Verstöße gegen das Menschenrecht sich über den angemessenen Modus eines humanitären bzw. kriegerischen Einsatzes mindestens Gedanken zu machen.

Dennoch ist dieser Ansatz in der gegenwärtig durchgesetzten Ausprägung falsch. Sobald man sich auf ihn einlässt, befindet man sich zumeist bereits unumkehrbar auf schlechtem Grund – denn wenn man sich auf ihn einlässt, kann man häufig nur noch darüber sprechen, mit welchen kriegerischen Mitteln eingegriffen werden soll. Bei den Fällen, in denen in den letzten zwei Jahrzehnten – von Jugoslawien bis Libyen – Krieg geführt wurde, lagen eindeutige, tiefgreifende Menschenrechtsverstöße vor. Im Sinne ihrer eigenen Interpretation des Völkerrechts waren die westlichen Kriegseinsätze demnach angemessen.

Es ist aber wichtig, sich von dieser Perspektive zu lösen. Wenn man den Blick von der westlichen Agenda abwendet, dann sieht man nicht nur zahlreiche andere Menschenrechtsverstöße, die keine Interventionspläne nach sich ziehen, weil die westlichen Interessen dort anders liegen. Man sieht ebenfalls nicht nur Parteinarbeiten für eine Seite in einem Bürgerkrieg – eine Parteinahme, die mitunter schwerlich mit Menschenrechtsprinzipien legitimiert

werden kann. Vor allem sieht man das tägliche, nicht selten tödliche Elend des Hungers und der Krankheiten, zu deren Beseitigung in vielen Ländern und Regionen insgesamt wesentlich weniger Mittel notwendig wären als zur Durchführung der punktuellen militärischen Interventionen.

Der Grund für dieses letzte Missverhältnis ist nicht schwer zu bestimmen: Nur bei der Intervention mit dem Ziel, andere Staatsverhältnisse herzustellen oder zur Desorganisation eines bestehenden Staates beizutragen, geht es um offenkundige, leicht greifbare strategische und ideologische Punkte, die zu der Ausrichtung der militärischen, politischen und ökonomischen Apparate und Führungsstäbe der interventionsbereiten Staaten passen. Diese Ausrichtung besteht in erster Linie darin, die ganze Welt als möglichen Schauplatz der nationalen Politik anzusehen, als Gebiet, auf dem es eigene Interessen und Anschauungen ins Feld zu führen gilt.

Dass diese Interessen und Anschauungen oftmals im Modus der Sorge um Menschenrechte artikuliert werden, ist nicht nur (und manchmal gar nicht) ein Akt lügenerischer Rhetorik und ein demagogischer Vorwand. Auch ist es keine gute Idee, im Rahmen einer Kritik an den westlichen Interventionen eine interesselose Politik zu fordern, denn das hieße nichts anderes, als dass im Namen der Menschenrechte in vielen Teilen der Welt noch größere und zahlreichere Kriege geführt werden müssten. Nach der gängigen Auffassung der westlichen Regierungen würden dann auch konsequenterweise China und Russland als Menschenrechtsverletzer im Brennpunkt militärischer Auseinandersetzung stehen. Allein schon wegen der militärischen Stärke dieser beiden Nationen folgt aus dem Befund, bei China und Russland handele es sich um Unrechtsstaaten, aber keine Intervention (man begnügt sich vorerst mit Diskussionen um Grenzziehungen, der Etablierung militärischer Basen in der Nähe der Länder, der Unterstützung von Oppositionellen, der Konzentration der Berichterstattung auf Dissidenten etc.).

Aus anderen Interessen heraus unterbleiben im Namen der Menschenrechte geführte Interventionen in Ländern wie Saudi-Arabien. Als Verbündete des Westens in einer ökonomisch und strategisch wichtigen Region bleiben sie vom Druck möglicher militärischer Sanktionen ausgenommen, solange sie für ein geordnetes Staatswesen sorgen können. Das führt zwar zu der eigenartigen Situation, dass wichtige Teile der westlichen Welt das reaktionäre Saudi-Arabien momentan dabei unterstützen, den Aufstand im dazu vergleichsweise liberalen Syrien mit Waffen

und Logistik voranzubringen, verhindert aber gegenwärtig immerhin die große, allseitige Schlacht in der Region.

Auf Interessen beruhende Aussagen besitzen zudem oftmals den Vorteil, besser überprüfbar zu sein. Der viel zitierte, lobenswert klare Satz, am Hindukusch werde auch Deutschlands Freiheit verteidigt, z.B. ist, wenn er nicht als allgemeines Freiheitsbekenntnis gelesen wird, schlicht falsch. Gleiches gilt für viele Behauptungen, die bestimmte wirtschaftliche Interessen als Begründung für diplomatische bis militärische Bemühungen in fernen Regionen anführen. Ein Blick in Statistiken weist häufig den geringen ökonomischen Stellenwert der »Befriedung« solcher Staaten und Handelswege auf.

Trotz der Zurückweisung prinzipieller Interesselosigkeit und der Anerkennung, dass die Menschenrechtssorge nicht bloß eine Heuchelei darstellt, besteht jedoch kein Anlass, sich die Begründung zu eigen zu machen, es sei politisch bedeutsam und geradezu notwendig, die Sorge um die Menschenrechte durchgängig mit einer Interventionspolitik zu manifestieren, die auf die (gewaltsame) Einrichtung anderer staatlicher Verhältnisse abzielt. Um diesen abweichenden Standpunkt gut begründet zu vertreten, braucht man nicht unbedingt eine Überprüfung vorzunehmen, ob die Lage in einem Land sich nach den im westlichen Sinne erfolgreichen Interventionen tatsächlich verbessert hat – auch wenn der hohe Blutzoll, den die Bevölkerung des jeweiligen Landes im Zuge militärischer Interventionen zahlt, oftmals wohl kaum in einem angemessenen Verhältnis zu der häufig allein feststellbaren Veränderung steht, dass nun einige neue Kräfte zusammen mit Teilen der alten Machtelite die Regierung stellen.

Jedoch kann nicht nur diese Bilanz in Frage gestellt werden, sondern prinzipiell das Rechnen mit Menschenleben selbst. Der Einwand, solche Rechnungen seien obszön, ist sicherlich statthaft. Er verfängt aber zumindest insofern nicht, als er von herrschender Seite nicht vorgebracht werden kann. Auch auf dieser Seite wird gerechnet und bilanziert – denn sonst müsste sie nach ihrer Logik der Menschenrechte große Teile der Welt mit Krieg bzw. »humanitären Interventionen« überziehen. Legitim – und auch unstrittiger – sollte deshalb die einfache Rechnung sein, dass mit dem gleichen Aufwand an Geld und Organisationsstärke an anderer Stelle wesentlich größere Erfolge bei der Sicherung der Menschenrechte – sofern man ein Minimum an Nahrung und lebenserhaltender medizinischer Versorgung als ein solches Recht ansehen möchte – erzielt werden könnten.

NICHTS IST ENTSCHIEDEN

Zeiten, in denen altbekannte (politische) Fronten keine Orientierung mehr zu bieten scheinen, bei weitem aber kein Harmoniehorizont in Sicht ist, lassen hie und da Einsichten zu, in denen Selbstverständliches fremd wird, in ungewohnter Beleuchtung erscheint. Zusammenhänge werden deutlich, drängen sich auf – nicht aber schnelle Rezepte und Auswege.

Die »Globalisierung« seit dem Ende der Ost-West-Konfrontation hat mit ihrer weithin ungehemmten Durchsetzungskraft technisch-ökonomischer Kommunikation und Rentabilität in weiten Teilen der Welt zu einer lawinenartigen Zunahme von Konfliktzonen geführt, die nicht mehr ohne weiteres als Stellvertreterkriege bezeichnet werden können. Wie es der im Juli 2012 verstorbene Robert Kurz schon vor zwanzig Jahren klar vorausblickend beschrieben hat, zeichnete sich mit dem Auftreten renationalisierender politischer Tendenzen im früheren sowjetischen Herrschaftsbereich keine deutliche Kehrtwende zu nationalstaatlicher Politik ab, vielmehr eine spezifische Verlaufsform des »endlosen Grauens der postkatastrophalen Gesellschaften«. Die globalisierte Welt ist in einen nur allzu bestimmten Zustand von politischer Unterbestimmtheit eingetreten, in dem die weltweite Sogwirkung der technisch-ökonomischen Dispositive die internationale Politik zunehmend auf den Abgleich abstrakter Formeln mit universellem Anspruch (Menschenrechte, soziale Gerechtigkeit) reduziert.

In den Jahren des Zweiten Weltkriegs hat Martin Heidegger, eher politisch zurückhaltend, über den »Kommunismus« als »metaphysische Verfassung der Völker im letzten Abschnitt der Vollendung der Neuzeit« nachgedacht und einen Bogen, der von England bis zur Sowjetunion reicht, gezogen. Er sieht den »totalen Krieg«, in dem sich zeigt, »daß ›Politik‹ und jeder planmäßige Lebensbetrieb selbst nur eine ihrer selbst nicht mehr mächtige Vollzieherschaft unbeherrschter metaphysischer Entscheidungen« ist. In einem solchen Krieg, der schlechthin alle und alle politischen Haltungen, zurechtgestutzt auf Interessenlagen, einbezieht, kann es weder Sieger noch Besiegte geben. Der »Kommunismus« verselbständigt sich zur höchsten Stufe »seines machenschaftlichen Wesens«, um von hier aus »das lange Ende seiner Verendung einzuleiten«. Daß »Kommunismus« hier bei Heidegger nicht eine politische Partei oder Formation meint, sondern die Endstufe der neuzeitlichen Vergesellschaftung überhaupt, liegt auf der Hand. Wie wenig Bedeutung in der derzeitigen Verlaufsform dieser Vergesellschaftung die gewohnte Parteipropaganda bzw. Parteipositionierung hat, zeigt sich nicht nur in der relativen Bedeutungslosigkeit von Bewegungen wie *Occupy Wallstreet*. Sie zeigt sich auch in der »Alternativlosigkeit« politischer und gesetzgeberischer Maßnahmen (zupal in der Finanzkrise) und in der Selbstverständlichkeit, mit der ehemals provokante gesellschaftspolitische Emanzipationsforderungen ins Programm beinahe jedweder Partei aufgenommen wurden. In Europa ist die innere Erosion der politischen Blöcke indes weiter fortgeschritten als in den USA, deren im wesentlichen auf der Konkurrenz von zwei Parteien basierendes Repräsentativsystem größere politisch-institutionsverankerte Stabilität verspricht als die mit der Französischen Revolution (und ihrer institutionalisierten Transformation vorrevolutionärer Herrschafts-

formate) verbundenen kontinentalen Staaten. In der gegenwärtigen Dauerkrise ist dies allgegenwärtig.

Was Heidegger »Kommunismus« nennt, hat Robert Kurz nach der politischen Wende 1989/90 als den »subjektlosen Selbstbewegungsprozeß der Warenform« beschrieben, der mit wachsender Intensität – seit den Kolonialisierungen des 14. Jahrhunderts, heute weltweit in den »(post-)katastrophalen Gesellschaften« – im Siegeszug von Konkurrenz und Geldwertrentabilität alle lebensweltlichen und kulturellen Unterscheidungen überspielt, sowohl faktisch-politisch als auch massenmedial-suggestiv. Der Zusammenbruch der Autarkie anstrebenden staatskapitalistischen Formationen und ihrer oft erschreckenden Wiederholung in »Dritteweltländern« war nur eine Frage der Zeit. Geradezu zwanghaft wurden Industrialisierungsprozesse (im Sinne von Lenins Sozialismus/Elektrifizierung *uno actu*) nachgeholt. In den westlichen Gesellschaften freilich mündet jener Siegeszug in einen offenen und latenten Antagonismus. Einerseits werden Werbementalität und Konsum(-laune) geschürt, andererseits vernichtet die technologische Automatie Tausende von Arbeitsplätzen. Keine der modernen politischen Kultur verpflichtete Politik kann diesem Antagonismus entkommen. Damit steht selbstredend nicht nur der moderne Sozialstaat, sondern (seit Robespierre) auch die staatliche Autorität auf dem Prüfstand.

Daß traditionelle Kulturen dem Sog der technisch-ökonomischen Suggestion (Heideggers »Kommunismus«) nicht wirklich standhalten, offenbaren viele tägliche Katastrophen, Bootsflüchtlinge sind nur ein Beispiel. Die Berufung auf Menschenwürde unterliegt vielfach der Mitleidsrhetorik in der Bioethik, wo die Wertungen des Marktes, der Staaten und der Vertretungen Betroffener als »Währung einer globalisierten moralischen Ökonomie« (Helga Nowotny) kursieren. Selbst strenges religiöses Bilderverbot konnte durch den Siegeszug der (werbekräftigen) Photographie überspielt werden. Walter Benjamin wusste, dass der Film die Kunstform ist, die dem Gefahrenmoment des Weltkrieges entspricht. Ob eine dritte Position (nicht der »Dritte Weg« der Linken von anno dazumal), von der Robert Kurz spricht (und vermutlich nicht nur Attac meint), wirklich ein Ausweg ist, muß sich erst erweisen.

Für viele unerwartet hat sich Giorgio Agamben in der neuesten Weiterung seines *Homo sacer*-Projektes »Ordensregeln und Lebensform« zugewandt. Agamben zufolge gehören diese Regeln zu den ersten grundlegenden Texten, die vom Alltag und seiner Bedeutung handeln. Sie handeln nicht von Geboten und Abstraktionen, sie bringen gelebtes Leben von der Feier der Liturgie her zur Sprache, zu einer Sprache, die Menschen Zeit gibt (und nicht nimmt). Im Zentrum von Agambens Überlegungen steht das Wort *usus*, von etwas Gebrauch machen – ohne es zu besitzen. Daß dies der Gegenbegriff zum Tausch ist, von dem her faktisch das Eigentum in der Moderne, wenn es nicht ererbt ist, stammt, wen wundert es.

LAGER ABENDLAND? DAS PARADIGMA BEI GIORGIO AGAMBEN

Einen Beitrag zur Diskussion um den Begriff des Lagers bietet Giorgio Agamben mit seiner Trilogie zum *homo sacer* und seinen Arbeiten zum Ausnahmezustand. In den Analysen heißt es, dass seit der Antike das Lager – und nicht der Staat – das Paradigma der abendländischen Politik darstellt. Das Lager ist, wie der Ausnahmezustand, keine Anomalie, die jenseits des Staates, des Politischen und des Rechts liegt. Agamben weist darauf hin, dass sich in der metaphysisch-ontologischen Grundordnung abendländischen Denkens ein dichotomisches System von Einschlüssen und Ausschlüssen herausgebildet hat. Darin sind jene Elemente angelegt, die dem Totalitarismus, aber auch der Demokratie – dort als »versteckte Matrix«¹ – eigen sind: der Ausnahmezustand, die Souveränität, der Bann und das Lager. Die Moderne stellt keinen Bruch mit der abendländischen Tradition dar. Das politische Konzept der Demokratie bricht nicht mit wesentlichen Mechanismen des Totalitarismus. Abendländische Politik konstituiert sich stets über Ausnahmezustände und erzeugt mittels des Rechts rechtloses Leben, um es der souveränen Macht zu unterwerfen.

Die wachsende Anerkennung Agambens trug dazu bei, dass die Begriffe *Lager*, *Ausnahmezustand* und *Biopolitik* in philosophischen und politischen Diskussionen Anwendung fanden. Diese »Konjunktur« der Begriffe hatte eine vielfältige – wenn auch teils vereinfachende – Rezeption der Texte Agambens zur Folge. Um diesen Simplifizierungen entgegenzuwirken, wird in diesem Beitrag der Begriff des Paradigmas bei Agamben behandelt.

Der fundamentale Akt souveräner Macht liegt nach Agamben in der Produktion dessen, was er als nacktes Leben (bzw. *homo sacer*) bezeichnet, das mittels der Rechtsgewalt vom Schutz der Gesetze und von Rechtsverfahren ausgeschlossen ist und dennoch in deren Bann bleibt. Der *homo sacer* ist der von der politischen Rechtsgemeinschaft Ausgeschlossene, der aber weiterhin in die Gewalt dieser politischen Rechtsgemeinschaft eingeschlossen bleibt. Der Akt der Souveränität ist nicht einer, der zwischen Freund und Feind entscheidet, sondern jener Akt, der über die Zonen der Ununterscheidbarkeiten zwischen Innen und Außen, Freund und Feind, Ausschließung und Einschließung herrscht und der in diesen Zonen die Gewalt über das nackte Leben behält.

Agamben kommt in seiner Analyse zu dem Schluss, dass der

abendländischen Politik, die der Struktur der Bio-Souveränität folgt, der Konflikt zwischen Staat und Singularität unaufhebbar innewohnt. Für ihn ist der Staat weder Ausdruck einer sozialen Struktur noch Resultat eines Gesellschaftsvertrags. Vielmehr gründet sich der Staat auf die Auflösung des sozialen Bandes, indem er sie verbietet.² So versteht Agamben auch das Lager – einer der Orte des Ausnahmezustands – als eine Spiegelfigur der abendländischen Staatsform, die im inhärenten Konflikt mit der Singularität im Ausnahmezustand agiert. »Das Lager und nicht der Staat ist das biopolitische Paradigma des Abendlandes«,³ lautet die dritte SchlussThese des Buches *Homo sacer*.

Agamben betont, dass er seinen Begriff des Lagers nicht aus singulären Ereignissen ableitet. Er beschreibt das Lager aber auch nicht als eine historische Tatsache. Es ist für Agamben ein Beispiel. Das Lager ist das Paradigma abendländischer Politik. Da Agamben in der metaphysisch-ontologischen Grundstruktur des Abendlandes die analoge Ordnung ausmacht, die sich in der Politik manifestiert, gilt das Lager auch als ein Paradigma des gesamten abendländischen Denkens.

In einem Interview erklärt Agamben: »But I am not an historian. I work with paradigms. A paradigm is something like an example, an exemplar, a historically singular phenomenon.«⁴ Das Beispiel ist nichts Allgemeines, das aus Ereignissen abgeleitet wird. Das Beispiel ist eine Singularität; jedoch keine Besonderheit, die nicht für anderes stehen kann. Das Exemplar »ist eine Singularität unter anderen, die jedoch den Platz jeder anderen einnehmen kann, für alle gültig.«⁵ In diesem Sinne ist das Beispiel eine Singularität, die auf das zeigt, was neben bzw. bei ihm liegt. Es ist *Bei-spiel* bzw. *Para-digma*: »Denn der eigentliche Ort des Beispiels ist immer neben ihm, im leeren Raum, in dem sich sein qualitätsloses, unvergessliches Leben abspielt.«⁶

Agamben bezeichnet seine Ausarbeitung des Paradigmas nicht als eine Phänomenologie oder Ontologie. Er nennt sie eine »para-ontology«.⁷ Das Problem, das am Beispiel auftaucht, ist das *bei*, das *para*, das Da-neben-Sein. Das Beispiel ist nicht es-selbst, sondern das Neben-sich-Sein: Das Paradigma steht für anderes. Es ist fast nichts, nichts Eigenes, kein Für-sich-Sein oder An-sich-Sein, aber auch kein Dasein. So ist das Paradigma: Ausstellung, Zeigen, Beziehung, Bezug und Bewegung.

Andrew Norris zeigt, dass das Beispiel bei Agamben eine einzigartige Verwendung findet: »The paradigm or example mirrors

the structure of the exception: as the one is an inclusive exclusion, so is the other ›an exclusive inclusion.«⁸ Im Buch *Homo sacer* stellt Agamben die Spiegelung von souveräner Ausnahme und Beispiel heraus: »Doch während die Ausnahme (...) eine *einschließende Ausschließung* ist (also dazu dient, das einzuschließen, was ausgestoßen wird), funktioniert das Beispiel als *ausschließende Einschließung*. (...) Was das Exempel zeigt, ist seine Zugehörigkeit zu einer Klasse, aber genau darum fällt es im selben Moment, da es diese zur Schau stellt, als exemplarischer Fall aus ihr heraus. (...) Das Beispiel ist aus dem Normalfall nicht deshalb ausgeschlossen, weil es nicht dazugehörte, sondern weil es seine Zugehörigkeit zur Schau stellt.«⁹

Damit unterscheidet sich Agambens Gebrauch des Beispiels von der Verwendung desselben durch Kant.¹⁰ Bei Kant verweist das Beispiel zum einen auf ein abwesendes und unsagbares Gesetz, dem es unterstellt ist. Zum anderen zeigt das Beispiel an, dass das Gesetz nicht aktualisiert und nicht die Regel ist.¹¹ Agamben versucht hingegen zu zeigen, dass die Logik des Beispiels nichts mit einem universellen und absoluten Gesetz zu tun hat. Im Buch *Homo sacer* stellt er eine Analogie zwischen der bloßen Form des Gesetzes und dem Ausnahmezustand her: »Es ist erstaunlich, wie Kant damit fast zwei Jahrhunderte im voraus und unter dem Titel eines erhabenen ›moralischen Gefühls‹ (...) eine Verfassung beschrieben hat, die vom Ersten Weltkrieg an in der Massengesellschaft und in den großen totalitären Staaten vertraut sein wird. Denn das Leben unter einem Gesetz, das gilt, ohne zu bedeuten, gleicht dem Leben im Ausnahmezustand, in dem die unschuldigste Geste und die kleinste Vergeßlichkeit die extremsten Konsequenzen haben können.«¹²

Um die Logik des Beispiels für seine Analyse zu erläutern, bezieht sich Agamben auf die *Rhetorik* des Aristoteles. Dort heißt es: »(Das Beispiel) verhält sich aber weder wie ein Teil zum Ganzen noch wie das Ganze zu einem Teil oder das Ganze zum Ganzen, sondern wie ein Teil zu einem Teil, Ähnliches zu Ähnlichem: wenn beides unter eine Gattung fällt, das eine aber bekannter ist als das andere, liegt ein Beispiel vor.«¹³ Das Beispiel vollzieht weder eine deduktive Bewegung vom Universellen zum Besonderen noch eine induktive Bewegung vom Besonderen zum Universellen. Das Beispiel ist ein Besonderes, das sich auf ein anderes Besonderes bezieht. Wie gelingt es jedoch dem Beispiel, das eine Besondere, für andere Singularitäten zu stehen: auf sie hinzuweisen, für sie gültig zu sein, sie zu ersetzen? Wie kann das Beispiel beweisen bzw. ein Beweis für anderes sein, um zu überzeugen? In der aristotelischen Rhetorik gehört das Beispiel zu den exponierten Überzeugungsmitteln, die wie Beweise herangezogen werden.¹⁴

Das Besondere als Beispiel zeigt anderes, indem es sich zeigt. Indem es sich zeigt, legt das Beispiel eine ontologische Nachbarschaft, einen Kontext, eine Umgegend frei. Für Aristoteles sind

es zwei Eigenschaften, die das Beispiel ausmachen: 1. Es liegt eine Gemeinsamkeit vor, zwischen dem Besonderen als Beispiel und den Besonderheiten, auf die sich das Beispiel bezieht. 2. Das eine Besondere, das als Beispiel fungiert, ist bekannter als jene Besonderheiten, auf die das Beispiel hinweist. Das Beispiel zeigt, indem es sich zeigt und damit anderes zeigt, seine Bekanntheit. In ihr ist das Beispiel erkennbar. Es stellt seine Erkennbarkeit aus.¹⁵ Während Aristoteles eine Gemeinsamkeit zwischen dem Beispiel und den anderen Besonderheiten betont, auf die das Beispiel hinweist, stellt Agamben die Konstellation heraus, dass das Beispiel zwar seine Zugehörigkeit zu den anderen Singularitäten anzeigt, aber im Moment der Ausstellung und des Verweisens von der Zugehörigkeit zu den anderen Singularitäten ausgeschlossen bleibt. Agamben schreibt: »The example is excluded from the normal case not because it does not belong to it but because it exhibits its own belonging to it.«¹⁶ In diesem Sinne ist das Beispiel die Spiegelfigur der souveränen Ausnahme: »If we define the exception as in inclusive exclusion, in which something is included by means of its exclusion, the example functions as an exclusive inclusion.«¹⁷

¹ Giorgio Agamben: *Mittel ohne Zweck. Noten zur Politik*. Berlin 2001, S. 48.

² Vgl. Giorgio Agamben: *Die kommende Gemeinschaft*. Berlin 2003, S. 79.

³ Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt/Main 2002, S. 190.

⁴ Ulrich Raulff: Interview with Giorgio Agamben – *Life, A Work of Art Without an Author: The State of Exception, the Administration of Disorder and Private Life*: <http://www.germanlawjournal.com/article.php?id=437> (20.11.2006).

⁵ Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*, a.a.O., S. 15.

⁶ Ebenda.

⁷ Giorgio Agamben: »What is a Paradigm?« A lecture by Giorgio Agamben. August 2002: <http://www.egs.edu/faculty/agamben/agamben-what-is-a-paradigm-2002.html> (20.11.2006).

⁸ Andrew Norris: »The Exemplary Exception. Philosophical and Political Decisions in Giorgio Agamben's *Homo Sacer*«, in: Andrew Norris (Ed.): *Politics, Metaphysics, and Death. Essays on Giorgio Agamben's Homo Sacer*. Durham/London 2005, S. 275.

⁹ Agamben, *Homo sacer*, a.a.O., S. 31f.

¹⁰ Vgl. Norris, a.a.O., S. 274f.

¹¹ Vgl. Agamben, »What is a Paradigm?«, a.a.O.

¹² Agamben, *Homo sacer*, a.a.O., S. 63.

¹³ Aristoteles: *Rhetorik*. Stuttgart 2005. 1357b 25–30.

¹⁴ Vgl. ebenda, 1394a 10.

¹⁵ Vgl. Agamben, »What is a Paradigm?«, a.a.O.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Ebenda.

OLIVER KOHNS

»WIR« UND »SIE« DIE LOGIK DER NATIONALCHARAKTERE IN »THE ECONOMIST«

Die Europäische Union stellt sich für viele Beobachter zurzeit als eine Akkumulation konkurrierender Nationen und Nationalismen dar. Gleichzeitig gibt es nationalistische Verwerfungen auch innerhalb zahlreicher Einzelstaaten: Unter anderem in Südtirol, Katalonien, Schottland und Flandern gären nationalistisch motivierte Separatismen. Die Erklärung dieser neuen Nationalismen durch wirtschaftliche Faktoren – die Rede war von einem »neuen Egoismus«¹ – reicht nicht aus, insofern nicht alle wohlhabenden Regionen in Europa die Neigung zeigen, eine eigene Nation auszurufen. Nationen und Nationalismen sind nicht bloß wirtschaftliche Realität; die Nation ist, wie Ernest Renan formuliert, »ein geistiges Prinzip«² oder, in der Terminologie der modernen Kulturwissenschaft: Sie ist eine Erfindung.³ Zu fragen wäre also, wo und in welcher Form Nationen als »geistige Prinzipien« ihr Dasein finden, d.h. in welchen Diskursen ein »Wissen« über nationale Identitäten hervorgebracht bzw. tradiert wird.

Insofern es sich dabei um allgemein akzeptierte, gewissermaßen vom *common sense* getragene Mutmaßungen über die Differenzen zwischen einem »wir« und einem »sie« handeln muss,⁴ ist der populäre Diskurs über die Verschiedenheit der Nationalcharaktere hier von besonderer Relevanz. Wie sich zeigt, wird insbesondere in ökonomischen Diskursen ein kaum jemals expliziertes – und darum umso eidenteres – kulturelles Wissen über nationale Differenzen transportiert.

Eine wahre Fundgrube für Nationalcharaktere bildet die Zeitschrift *The Economist*, die weltweit als Fachzeitschrift der wirtschaftlichen Elite gilt und unter deren Lesern angeblich jeder Dritte ein Millionär sein soll.⁵ Positive Aussagen finden sich hier über den Charakter der Australier: »Australian's national character« sei zwar stets durch den »happy-go-lucky belief« an glückliche Fügungen geprägt gewesen, aber nunmehr hätten die Australier eingesehen, dass sie »have to be resilient, competitive and ready to take charge of their own destinies.«⁶ Auch Norwegen und Schweden werden gelobt: Ihr »national character« sei »steeped in stoicism and fresh air«,⁷ erfährt man. Über Finnland heißt es nahezu wortgleich: »An economy until recently dependent on peasant farming in harsh latitudes has shaped a stoic national character and an appetite for self-improvement.«⁸ Die Briten seien sehr individualistisch und hätten eine Abneigung gegen »bossy officialdom.«⁹ US-Amerikaner zeigten dagegen

eine grundsätzlich positive Beziehung zu ihren Gesetzen: »Americans have a quasi-religious reverence for their constitution«,¹⁰ heißt es.

Weniger Erfreuliches wird über den Charakter der Mexikaner angeführt. Die Zeitschrift zitiert den ehemaligen Außenminister Jorge Castañeda mit dem Urteil, der »national character« der Mexikaner zeige »an individualistic streak, a discomfort with confrontation, and a suspicion of foreigners (principally *los gringos*)« und sei »incompatible with the country's rebirth as an open, competitive economy.«¹¹ Auch der russische Charakter sei (laut *The Economist* vom Dezember 1998) schlichtweg nicht wirtschaftsfähig: »One could be forgiven for making the leap (...) to the conclusion that there is something intrinsically disaster-prone – a »national character« problem – in Russian's relations with money.«¹² Über die »huge economic imbalances« Griechenlands wird (im Jahr 1993) vermerkt, sie seien »to a large extent the consequence of something deep in the Greek character.«¹³ Über die Iraker schließlich wird berichtet, sie seien nicht nur aufgrund ethnischer und religiöser Differenzen, sondern auch wegen ihres »Nationalcharakters« jederzeit zur Zerstrittenheit geneigt.¹⁴

Diese wenigen Beispiele können genügen, um die Logik der Nationalcharaktere in *The Economist* zu kennzeichnen. Positive Beurteilungen finden sich über den Charakter nördlicher Nationen (Norwegen, Finnland, Schweden, USA, Großbritannien), kritische über die südlichen Nationen (Mexiko, Griechenland, Irak) oder über die östliche Peripherie Europas (Russland). Indem das ökonomische Nord-Süd-Gefälle in diesen Artikeln jeweils moralisch re-interpretiert wird, kann ökonomischer Erfolg und Misserfolg als Folge eines Nationalcharakters erscheinen.

Es könnten noch viele weitere Beispiele benannt werden; das Interesse an Nationalcharakteren bestimmt nicht nur einzelne Artikel, sondern das Profil der Zeitschrift *The Economist*. Es klingt zunächst überraschend, dass die Ideenwelt des »bon sens économique« und des »extrême centre«, welche die Zeitschrift nach eigener Auskunft repräsentiert,¹⁵ auch nationalistische und rassistische Perspektiven einschließt. Allerdings entwickelt bereits der Liberalismus des 19. Jahrhunderts, dem die Zeitschrift bis heute verbunden bleibt, Theorien über die Unterschiede nationaler Psychen. »*The Economist* served as a network for late-19th century racial theorizing in British economics«,¹⁶

schreiben David Levy und Sandra Peart. Zu diesen ökonomischen Rassentheorien im 19. Jahrhundert zählte die von Herbert Spencer, von 1848 bis 1853 Redakteur beim *Economist*, entwickelte Theorie der Nationalcharaktere, die die Überlegenheit des englischen Charakters beweisen wollte.¹⁷

Das Phantasma der Nationalcharaktere hat eine (bisher weitgehend ungeschriebene) Geschichte, die bis in die Antike zurückreicht und ab der frühen Neuzeit eine zentrale Bedeutung in politischen und anthropologischen Diskursen gewinnt.¹⁸ »Jedes Volk besitzt einen Nationalcharakter oder es sollte einen solchen besitzen, und fehlte er ihm, so müßte man damit beginnen, ihm einen solchen zu verleihen«,¹⁹ schreibt Rousseau 1765 in seinem »Entwurf einer Verfassung für Korsika«. Rousseau führt die Verschiedenheit der Nationalcharaktere auf die unterschiedlichen klimatischen Bedingungen zurück und folgert, dass etwa die Schweizer »arbeitsamer« als die Korsen waren, »da sie in einem rauheren Klima lebten«.²⁰ Die Referenz auf das Klima hat eine lange Tradition in der Lehre der Nationalcharaktere (noch der zitierte Artikel im *Economist* über Finnland referiert

darauf), aber auch andere Determinanten wurden eingeführt: ab dem 17. Jahrhundert konfessionelle Unterschiede (katholische vs. protestantische Nationen)²¹ und ab dem 19. Jahrhundert die biologische Vorstellung der »Rasse« als Urgrund aller Differenzen zwischen kollektiven Charakteren. Eine systematische Beschreibung verschiedener Nationalcharaktere wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der US-amerikanischen Anthropologie betrieben (bis in den 1960er Jahren eine generelle methodologische Skepsis formuliert wurde).²² In der Sozialpsychologie lebt das wissenschaftliche Interesse an Nationalcharakteren bis in die Gegenwart fort.²³ Seine eigentliche Bedeutung findet die Lehre der Nationalcharaktere aber außerhalb der wissenschaftlichen Diskurse: Als immer schon vorausgesetztes Wissen über die Mentalität der Menschen an diesem und jenem Ort. Das kulturelle Wissen über Nationalcharaktere ermöglicht es Menschen, sich einer Gruppe zugehörig und einer anderen gegenüber überlegen zu fühlen. Die – neuen oder alten – Nationalismen in Europa bleiben auf dieses Wissen angewiesen.

ANMERKUNGEN

- 1 Fiona Ehlers u.a.: »Die Stunde der Egoisten. Die Schuldenkrise befeuert Separatisten in mehreren EU-Staaten«, in: *Der Spiegel*, Nr. 41/2012, S. 99. – Ich danke Prof. Werner Hamacher (Frankfurt am Main) für eine wichtige Anregung zu diesem Text.
- 2 Ernest Renan: »Was ist eine Nation?« Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne. Hamburg 1996. S. 34.
- 3 Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Erw. Ausgabe. Übers. v. Benedikt Burkard u. Christoph Münz. Berlin 1998. S. 15.
- 4 Vgl. Michael Billig: Banal Nationalism. London u.a. 1995. S. 61.
- 5 Vgl. Alexander Zevin: »The Economist, le journal le plus influent de monde«, in: *Le Monde Diplomatique*, August 2012 (<http://www.monde-diplomatique.fr/2012/08/ZEVIN/48061>).
- 6 »No Worries?«, in: *The Economist, Special Report Australia*, 28. Mai 2011, S. 4.
- 7 »The Joy of Walking: A path through time immemorial«, in: *The Economist*, 17. Dezember 2011, S. 62.
- 8 »Education reform: Top of the class«, in: *The Economist*, 28. Juni 2008, S. 67.
- 9 »Bagehot: Don't mess with British bins«, in: *The Economist*, 31. Juli 2010, S. 27.
- 10 »Lexington: Daylight, magic and the Supreme Courts«, in: *The Economist*, 16. Dezember 2000, S. 57.
- 11 »Soul-Searching amid the debris«, in: *The Economist*, 4. Juni 2011, S. 94.
- 12 »Russians and Money: The Cash don't work«, in: *The Economist*, 19. Dezember 1998, S. 100.
- 13 »This Time Sisyphus must get there«, in: *The Economist, A Survey of Greece*, 22. Mai 1993, S. 5.
- 14 »The Iraqi Opposition: Waiting in the Wings«, in: *The Economist*, 12. April 2003, S. 26.
- 15 Zevin, a.a.O.
- 16 Levy, David M./Peart, Sandra J.: »Sympathy, evolution, and *The Economist*«, in: *Journal of Economic Behavior & Organization* 71 (2009), S. 32.
- 17 Vgl. ebd.
- 18 Vgl. Michael Maurer: »Nationalcharakter in der frühen Neuzeit. Ein mentalitätsgeschichtlicher Versuch«. In: Reinhard Blomert/Helmut Kuzmics/Annette Treibel (Hrsg.): Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus. Frankfurt am Main 1993. S. 49.
- 19 Jean-Jacques Rousseau: »Entwurf einer Verfassung für Korsika.« In: Ders.: Sozialphilosophische und Politische Schriften. Erstübersetzungen von Eckhart Koch u.a. Düsseldorf 2001. S. 522.
- 20 Ebd., S. 523.
- 21 Vgl. Maurer, a.a.O., S. 59f.
- 22 Vgl. Federico Neiburg/Marcio Goldman: »Anthropology and Politics in Studies of National Character«, in: *Cultural Anthropology* 13/1 (1998), S. 56–81.
- 23 Vgl. Alex Inkeles: National Character. A Psycho-Social Perspective. New Brunswick/London 1997.

WOLFGANG ERNST

LICHT IM PALAST EINE POSTMORTALE ERINNERUNG AN DEN CODE DER DDR

Gibt es ein Gedächtnis des Lichts? Eine Geisterbeschwörung: Vom 20. August bis 9. November 2004 war die Medientheorie der Humboldt-Universität mit einer Installation zu Gast im ehemaligen, inzwischen auch als Ruine geschliffenen *Palast der Republik* in Berlin-Mitte.¹ Ein Scheinwerfer blinkte nicht nur einen computergesteuerten Morse-Code aus dem längst erloschenen Lichtpalast Richtung Marx-Engels-Forum, sondern die Lichtquelle diente zugleich als kleinstes denkbare mediales Zitat dessen, wofür die Wirklichkeit des Palastes der Republik in Ostberlin einmal stand: »Erichs Lampenladen«. So kann schon eine einzige der ausgelagerten Leuchten (leider kein Original, sondern ein Bühnenscheinwerfer) den Anspruch des Palast auf ein geisterhaftes, zitathafes Nachleben aufrechterhalten. Eine Art Aura: »Die Botschaft des elektrischen Lichts ist die pure Information seiner Strahlung.«² Lichtspeichermedien (nämlich Photographien) zeugen noch heute davon: Wo sonst in Ostberlin nicht viel leuchtete, leuchtete in der Dunkelheit einst ein Glas-Palast. Heute erstrahlen nachts fast alle Gebäude ringsherum, ob authentisch oder als Fassaden – Simulakren. Aber kein erleuchteter Palast mehr – ein Negativ der Historie.

DER PALAST: EIN HETEROTOPISCHER ORT

Der Palast der Republik war schon zu DDR-Zeiten ein heterotopischer Ort, ein »anderer Raum« im Sinne Michel Foucaults,³ und er ist es geblieben. In seinem Text über ordnungsstiftende Räume und ihre Widerlager nennt Foucault als deren Kennzeichen, daß sie nicht nur mehrere Räume vereinen können, die eigentlich kaum zusammenpassen; eine Heterotopie kann mit der Zeit auch ihre Funktion wechseln. Vor 1989/90 immer auch ein Spiel von Öffentlichkeit und Geheimnis, von Parlament und Café, wurden die Bauzäune vor dem ehemaligen Palast der Republik im Herbst 2004 noch einmal für kurze Zeit geöffnet, bevor er selbst in die Zeit einging, heterochronisch. Vom repräsentativen Funktionsgebäude einer Republik ist der Palast nun zum phantasmatisch besetzten Erinnerungsort für künstlerische Avantgarden geworden, und vom lichtaktiven Ort zu einem Raum, der in seiner entkernten, asbestbereinigten Leere vor allem durch seine Akustik imponiert.

Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Staatsappa-

rats Ende 1989 entbrannte – vornehmlich anhand von Denkmälern – die Frage nach Umgangsweisen mit dem ideologisch besetzten, nunmehr scheinbar musealen Kulturerbe aus vierzig Jahren DDR. Der Palast der Republik aber ist kein musealer, sondern ein medialer Ort.

Heterotopien sind ein System von Öffnungen und Schließungen des Verkehrs und der Diskurse. Öffnungen und Schließungen verweisen zugleich auf das Prinzip der Kybernetik, also die Regeltechnik und Schaltlogik, mithin die Grundlagen binärer Informationsverarbeitung. Stifter der wissenschaftlichen Kybernetik war einst Norbert Wiener mit seinem Buch *Cybernetics*.⁴ In ihm prägte er das Motto der Informationsgesellschaft des 20. Jahrhunderts:

INFORMATION IS INFORMATION, NOT MATTER OR ENERGY. NO MATERIALISM WHICH DOES NOT ADMIT THIS CAN SURVIVE AT THE PRESENT DAY.

Dieser Satz, der zugleich eine Kritik der materialistischen Wirtschaftstheorie des Staatssozialismus darstellt, wurde in der medientheoretischen Scheinwerferinstallation als Morse-Code in einer Endlosschleife aus der rückseitigen Fensterfront des Palasts auf die Kugel des Fernsehturms am Alexanderplatz gesendet. In diesen Momenten konvergierte der Palast als Medium und als Botschaft. Denn erst als kodierte Signalfolge wird aus Licht Information und versinnbildlicht damit die für die Gegenwart entscheidende Differenz von Energie- und Informationswirtschaft. Der Dramatiker Aischylos hat es in *Agamemnon* als Übertragung der Nachricht vom Untergang Trojas beschrieben: Feuersignale, »der Fackel Zeichenpost« (*lampádos to symbolon*).

Auf der Tagung »Musealisierung der DDR? 40 Jahre als kulturgeschichtliche Herausforderung«⁵ fragte der Historiker Jörn Rüsen: »Was heißt: Geschichte sehen?« Diese Sicht materialisierte sich im Scheinwerfer der Installation. Theorie selbst ist schon scheinwerferförmig; darauf hat Sir Karl Popper in seiner Erkenntnisphilosophie hingewiesen.⁶ Der Scheinwerfertheorie zufolge werden anfangs informationshaltige Hypothesen gebildet, und erst danach wird versucht, diese durch empirische Forschung bzw. Experimente auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Die Realität wird scheinwerferartig abgesehen – das buchstäbliche Sinnbild einer ideologisch gesteuerten Staatspraxis, doch auch der täglichen kognitiven Praxis. Aus einem prinzipiell

unendlichen Informationsangebot von außen (also der »Welt« oder »Umwelt«) werden aufgrund der Kapazitätsbeschränkung des Kurzzeitgedächtnisses und des mit ihr zusammenhängenden *Engpasses der Wahrnehmung* nur kleine Anteile ausgewählt und bewusst verarbeitet. (Der Staats Sicherheitsdienst der ehemaligen DDR praktizierte es gegenüber dem Staatsrat.) Diese Filterung der Information hängt von der scheinwerferartigen Ausrichtung der Aufmerksamkeit ab – ein Medienwerden des Auges. Anders aber als einst Albert Speers Inszenierung von »Lichtdomen« aus Flakscheinwerfern im Himmel über Berlin kam im Scheinwerferblinken am Palast der Republik nicht der reine Lichtstrahl, sondern sein Blinken im Morse-Code zum Einsatz:

i n f o r m a t i o n i s i n f o r m a t i o n , n o t m a t t e r o r
 e n e r g y . n o m a t e r i a l i s m w h i c h d o e s n o t a d m i t
 t h i s c a n s u r v i v e a t t h e p r e s e n t d a y .

Am Anfang stand der Vorschlag, eine Lichtquelle auf Dauer im Glas-Palast zu installieren, um in der nächtlichen Dunkelheit den Anspruch auf Vergangenheit und Zukunft des Gebäudes (das ja als Lichtpalast den damaligen Zeitgenossen in Erinnerung ist) aufrechtzuerhalten. Ein erster Schritt zu einer Medientheorie der DDR aber wurde diese Installation erst durch ihre Informatisierung. Was als Testlauf im Büro des Lehrstuhls Medientheorien am Standort Sophienstraße der Humboldt-Universität begann, mit einer Schreibtischlampe, der ein programmierbares Relais an der Steckdose vorgeschaltet war, wurde zur Botschaft aus dem Palast.

Der morsescodierte Scheinwerfer sollte ursprünglich im entleerten Emblem, dem einstigen Staatswappen der DDR, auf der Vorderseite des Palastes installiert werden. Am Ende sendete die Installation ihre Lichtsignale von der Rückfront des Palastes in Richtung Fernsehturm am Alexanderplatz, der selbst einmal von Hermann Henselmann als *Turm der Signale* konzipiert worden war – Nachrichtentechnik als Metapher und Realität des modernen Städtebaus.⁷ Im »Sputnik«, dem Höhenrestaurant, waren die Lichtrhythmen tatsächlich optisch zu empfangen.

Bekanntlich reichen zwei Werte (Licht an/aus), um Buchstabenfolgen zu signalisieren. An dieser Stelle leuchtet Semantik auf. In seinem klassischen Aufsatz »Ding und Medium« von 1926 insistiert Fritz Heider: »Die Lichtstrahlen, die mein Auge treffen, sind nur Boten vom Ding, sind Zeichen für das Ding.«⁸ Von welcher Geschichte gibt diese ein- und ausgeschaltete Lampe Kunde?

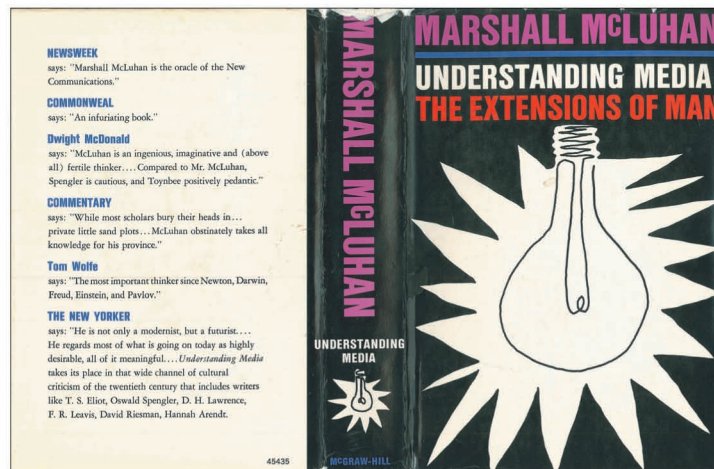
»Mit der Brutalität eines texanischen Kanadiers hat McLuhan behauptet, die Theorie Marxens, entstanden in der Zeit der Dampfmaschine und der Eisenbahn, sei schon zu dessen Lebzeiten durch das Auftreten des Telegraphen umgewälzt worden«, schrieb dereinst Jean Baudrillard in seinem *Requiem für die Medien*. Dieser Text erschien im Berliner Merve Verlag 1978, als Mauer und Palast der Deutschen Demokratischen Republik noch intakt waren.⁹ In der Tat, der Diskursstifter der modernen Medienwissenschaft, Marshall McLuhan, operiert mit der Differenz von Medium und Form: »Elektrisches Licht ist reine Information. Es ist gewissermaßen ein Medium ohne Botschaft, wenn es nicht gerade dazu verwendet wird, einen Werbetext Buchstabe um Buch-

stabe auszustrahlen.« Diese für alle Medien charakteristische, buchstäblich also *prägende* Tatsache bedeutet, daß der »Inhalt« jedes Mediums immer ein anderes Medium ist.¹⁰

Licht an sich ist keine Information: Medium ohne Botschaft, solange nicht als Signalfolge benutzt. Den Schritt von der mate-

- 1 Konzept: Wolfgang Ernst; Programmierung: Alexander Firyn; Technik: MediaPool.
- 2 Norbert Bolz: »Kann sich die Informationsgesellschaft eine Ethik leisten?«, in: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft*, Nr. 5/1993, S. 427.
- 3 Michel Foucault: »Andere Räume.« Übers. von Walter Seitter, in: *Zeitmitschrift. Ästhetik und Politik*, Heft 1/1990, S. 4–15.
- 4 Norbert Wiener: »Computing Machines and the Nervous System«, in: ders.: *Cybernetics or control and communication in the animal and the machine*. 2. Auflage. Cambridge, Mass. 1962 (Erstauflage: 1948). S. 132. Dt.: *Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine*. Düsseldorf/Wien 1992.
- 5 Die zweiten »Leipziger Gespräche zur Museologie«, Institut für Museologie, 14./15.06.1991. Publiziert als: Wolfgang Ernst/Katharina Flügel (Hrsg.): *Musealisierung der DDR? 40 Jahre als kulturgeschichtliche Herausforderung*. Bonn 1992.
- 6 Karl R. Popper: »The Bucket and the Searchlight. Two Theories of Knowledge«, in: *Objective Knowledge. An Evolutionary Approach*. Oxford 1979.
- 7 Bruno Flierl/Hermann Henselmann: »Bauen mit Bildern und Worten«, in: ders.: *Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Kritische Reflexionen 1990-1997*. Berlin 1998. S. 180.
- 8 Fritz Heider: »Ding und Medium«, in: *Symposion*, Heft 2/1921, S. 109–157. Wiederabdruck (gekürzt) in: Lorenz Engell et al. (Hrsg.): *Kursbuch Medienkultur*. Stuttgart 1999. S. 329.
- 9 Jean Baudrillard: »Requiem für die Medien«, in: ders.: *Kool Killer*. Berlin 1978. S. 83.
- 10 Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. »Understanding Media«*. Düsseldorf/Wien 1968. S. 14.

Umschlagkarikatur
der Originalausgabe von:
Marshall McLuhan,
Understanding Media, 1964



© Bibliothek Wolfgang Ernst

riellen Lichtenergie zur immateriellen Produktion von Signalen hat die ehemalige DDR nicht erfolgreich vollzogen – es sei denn als Propaganda-Praxis. Was ihr fehlte, war eine Medientheorie. Noch einmal: Information ist Information, nicht Stoff oder Energie. »Kein Materialismus, der das nicht anerkennt, kann heutzutage überleben«: Dieser divinatorische Satz Norbert Wieners von 1948 ist schon deshalb prekär, weil die vor-palatiale DDR unter Walter Ulbricht ihrerseits der neuen Wissenschaft der Kybernetik gehuldigt hatte, in der Hoffnung, damit einen ganzen Staat, seine Wirtschaft und sein *monitoring* lenken und rückkoppeln zu können. Die an der Ost-Berliner Akademie der Wissenschaften ebenso wie an der damaligen Humboldt-Universität entwickelte kybernetische Sigmatik unter Georg Klaus hat hier als Ideengeber gewirkt, bis daß der Bauherr des Palasts, Erich Honecker, nicht nur der Ära Ulbrichts, sondern auch der kybernetischen Vision ein Ende gemacht hat.

Licht an sich ist reine, inhaltsleere Aussage über sich selbst: der Königsweg zu *Understanding Media*. An dieser Stelle lohnt ein Blick auf die 1964er Originalausgabe des Buches von McLuhan und das, was in digitalen Versionen dieses Textes nicht erscheint: der Umschlag. Der zeigt nämlich die Zeichnung einer leuchtenden Glühbirne.

Das reine Licht, das vielen Augen- und Zeitzeugen des intakten Palasts der Republik noch im nächtlichen Schacht der Erinnerung leuchtet, zielt an der Erkenntnis vom Ende der DDR vorbei. Diese ist ökonomisch daran gescheitert, daß sie die Wende zur Informationsgesellschaft nicht erfolgreich in Angriff nahm.¹¹ Licht selbst ist das Mahnmal daran, daß der DDR die Transformation von materialer Ökonomie (Schwerindustrie) zur Information als Produktivkraft nicht gelungen ist. Bernhard Vief hat im Zusammenhang mit der deutsch-deutschen Währungsunion von Sommer 1990 an die Transformation von Metall- und Papiergeld in reine Information erinnert.¹² Post-

industrielle Nachrichtentechnologie unterscheidet von der Starkstromtechnik der industriellen Moderne, daß ihr Hauptinteresse nicht die Wirtschaftlichkeit von Energieproblemen, sondern die genaue Reproduktion eines Signals ist. Dem entspricht die begriffliche Trennung in Energie und Information: in Elektronik als einem technischen Medium und dem Binär-code als einem Zeichensystem – bzw. in Hardware und Software. Insofern zitierte der Scheinwerfer im Palast der Republik nicht schlicht dessen verstrahlte Lichtpracht, sondern setzte an dessen Stelle eine dynamische Folge von Signalen, die in digital gerechneter Echtzeit Aussagen im Morse-Code machten. Schon das leerstehende einstige »Haus des Lehrers« am Alexanderplatz in Berlin sendete über Weihnachten und Neujahr 2003/04 – alternativ zu Lichterkränzen und Feuerwerken – Licht aus den einzelnen Plattenbaufenstern. Digital gesteuert, wurde somit die Fassade zum gepixelten Makro-Bildschirm.

Längere Signale bilden im Morse-Alphabet im Wechsel mit kurzen Signalen Nachrichtenketten – Information, die auf zeitkritischer Codierung beruht. Zeit ist der mediale Kanal, dessen sich auch die Scheinwerferinstallation bediente, und das in doppelter Hinsicht: Denn das Wesen des Medialen (schreibt bereits Aristoteles ausdrücklich) liegt im *Dazwischen*, im räumlichen und zeitlichen Intervall (*to metaxy*) des Übertragungskanal. Die hier skizzierte Installation fügte sich auch in diesem Sinne in das Konzept der Zwischennutzung des ehemaligen Palasts der Republik vom Herbst 2004. Möge das Dazwischen kein Ende nehmen.

¹¹ Allerdings scheint im frühen 21. Jahrhundert die kapitalistische Ökonomie ihrerseits daran zu scheitern, daß der virtualisierten Finanzwirtschaft (also der Informationswelt) kein hinreichendes Äquivalent in der materiellen Wertwirtschaft mehr entspricht.

¹² Bernhard Vief: »Digitales Geld«, in: Florian Rötzer (Hrsg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/Main 1991. S. 117f.

JENS SCHROTER

SPEKULATIONEN ÜBER DAS MEDIUM GELD

Marx' berühmter Satz: »Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein« (*Marx Engels Werke*, Bd. 3, S. 27), scheint zu stimmen. Denn ohne die sogenannte Finanzkrise gäbe es wohl kaum eine Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft zur Spekulation. Im Exposé zu dieser Tagung taucht Marx ja auch auf: Er wird erwähnt als ein Theoretiker, der sich offenbar auf das konzentrierte, was heute angelegentlich Realwirtschaft genannt wird – diese Position scheinbar aber, bezeichnenderweise, obsolet zu sein.¹ Vielmehr solle an die Stelle der Kritik der politischen Ökonomie eine enger medienwissenschaftlich anmutende »Signal- und Zeichenanalyse« treten, die sich zudem nur mehr auf die Finanzmärkte richtet. In einem dritten Schritt verwandelt sich die Signal- und Zeichenanalyse in die Beobachtung der Mächtigkeiten rüchloser Spekulanten. Natürlich ist das Exposé ironisch gemeint, und man sollte es daher nicht überbelasten. Es ist jedoch anregend, weil es in konzentrierter Form etwas über die historische Abfolge von Diskursen über das Medium Geld aussagt. Die in den 1970er Jahren in verschiedenen Formen dominierende Kritik der politischen Ökonomie wurde in den 1980er Jahren von einer Signal- und Zeichenanalyse verdrängt. Die Pioniere der frühen Medientheorie wandten sich oft (und verständlicherweise) scharf gegen die dominierende Kritische Theorie, obwohl der gegen sie in Anschlag gebrachte sogenannte Poststrukturalismus zumindest in einigen seiner Varianten ja durchaus mit Marx sympathisiert – so hat bekanntlich Derrida Marx als Gespenst unausgesetzt wiederkehren sehen.² Geld war, außer bei Jochen Hörisch,³ zu dieser Zeit daher kaum noch ein Thema. Das Digitale rückte in den Vordergrund – als Universalmedium – und okkupierte damit im Grunde jenen Platz des Universalmediums, den das Geld damals wie heute eigentlich innehat (Vief hat auf diesen Zusammenhang schon vor langer Zeit hingewiesen).⁴

Der dritte Schritt, die Personalisierung der Krise, ist freilich gerade keine Figur der Medientheorie, die den bei Kittler stets *sogenannten* Menschen ja eher in verschiedene symbolische oder technische Strukturen zu integrieren trachtete. Dennoch ist die Personalisierung eine Figur, die heute bei der massenmedialen Krisenbewältigung allgegenwärtig ist. So sollen die gierigen Banker und Spekulanten unser Unglück sein. Das verwundert schon deshalb, weil doch sonst zu jeder passenden und unpassenden Ge-

legenheit betont wird, dass Gier und Eigennutz nicht nur des Menschen Natur seien, sondern dank der »unsichtbaren Hand« letztlich ohnehin zum Nutzen aller führten. Verschwörungstheorien über gierige Banker implizieren, dass der Kapitalismus ohne derart finstere Gesellen ganz wunderbar laufen würde. Wegen dieser Unterscheidung zwischen »schaffendem« und »raffendem« Kapital steht jede Anklage zumal gegen die »Spekulanten« leider in der Tradition antisemitischer sogenannter Kapitalismuskritik.⁵ Im Übrigen fragt man sich: Wenn alle Probleme nur an ein paar Gaukler hängen, warum sitzen die nicht längst im Gefängnis – und alles ist wieder bestens? Wie man es dreht und wendet – mit »ruchlosen Spekulanten« kommt man nicht weiter.

Demgegenüber trägt die Medienwissenschaft aufgrund ihrer Erfahrungen mit der Signal- und Zeichenanalyse einiges zur Diskussion um das Geld bei, vor allem dann, so ist zu vermuten, wenn sie die Marx'sche Wertformanalyse nicht im Stile der 1980er Jahre einfach hinauswirft. Zumal heute, wo einige der Analysen von Marx recht genau zutreffen scheinen. So kann man auf die Thematisierung des »fiktiven Kapitals« der Spekulation im dritten Band von Marx' Buch *Das Kapital* verweisen. Ein mit Marx arbeitender Theoretiker hat schon 1994 ein »kommendes Zusammenbruchsfeuerwerk der internationalen Finanzmärkte« vorausgesagt sowie eine sich folgerichtig anschließende Schuldenkrise. Die Analyse gipfelt in dem Satz: »Griechenland ist so gut wie bankrott, Italien dürfte bald folgen.«⁶ Das stimmt empirisch (November 2012 – außer dass man sich derzeit bei Italien noch nicht so sicher ist).

Dieser Text ist eine leicht überarbeitete und in manchen Teilen experimentelle und skizzenhafte Ausarbeitung des gleichnamigen Vortrags, der am 5. 10. 2012 auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft gehalten wurde.

- ¹ Vgl. <http://www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/start/index.php?TID=1049> (08.11.2012).
- ² Vgl. Jacques Derrida: Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale. Frankfurt am Main 1995. Vgl. Jacques Derrida: Marx & Sons. Frankfurt am Main 2004. Vgl. Hans-Joachim Lenger: Marx zufolge. Die unmögliche Revolution. Bielefeld 2004.
- ³ Vgl. z.B. Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt/Main 1996.
- ⁴ Vgl. Bernhard Vief: »Digitales Geld«, in: Florian Rötzer (Hrsg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt am Main 1991, S. 117–146.
- ⁵ Vgl. Moïse Postone: »Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch«, in: *Merkur*, Nr. 1/1982, S. 13–25.
- ⁶ Robert Kurz: Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie. Leipzig 2004. S. 278.

Es könnte mithin produktiv sein, wenn die Medienwissenschaft mit einigen modernen Vertretern Marxscher Theoriebildung ins Gespräch käme – mindestens drei interessante Kandidaten bieten sich dazu an: Die neue Marx-Lektüre, der Post-Operatismus und die Wertabspaltungskritik – und von hier aus das Geld als Medium wieder in den Blick nehmen würde.⁷ Jedenfalls ist die Beschäftigung mit Marx heute keineswegs derartig skurril, wie man vor allem in Deutschland oft zu glauben scheint. In Schweden etwa gibt es blühende neo-marxianische Mediendiskussionen, etwa im Umfeld der Arbeit von Christian Fuchs, der wiederum an Vincent Mosco anschließt.⁸ Mancher allzu vorschnelle Abgesang ist verfrüht, zumal viele solcher Abgesänge auf Marx eine gewisse Unkenntnis (zumindest der Vielschichtigkeit) seines Werks erkennen lassen. Deutlich wird das z. B. bei McLuhan.⁹

Wenn man nun nochmals den Versuch macht, das Geld als Medium zu thematisieren, wäre dann nicht zuerst der Dialog mit der herrschenden Volkswirtschaftslehre zu suchen? Ein solcher Dialog ist zweifelsohne notwendig. Allerdings muss es erlaubt sein, hier vorsichtige Bedenken anzumelden. *Erstens* hat die VWL im Umfeld der aktuellen Krise keine gute Figur gemacht. Sogar Star-Ökonom Kenneth Rogoff, Ex-IWF'ler, musste einräumen: »Die sehr eleganten ökonomischen Modelle, die die akademische Welt seit Jahrzehnten dominierten, (sind) in der Praxis »sehr, sehr erfolglos« gewesen.«¹⁰ Der schon 1967 wissenschaftstheoretisch von Hans Albert kritisierte »Modell-Platonismus«¹¹ hat versagt, so sehr, dass es sogar an den wirtschaftswissenschaftlichen Instituten zum Aufflackern von Protestbewegungen kam, die (vielsagend) eine »post-autistische« Wirtschaftswissenschaft forderten.¹² Michael R. Krätke, Professor für Politische Ökonomie an der Lancaster University, hat die in der heutigen Wirtschaftswissenschaft dominierende Strömung der Neoklassik auf vernichtende Weise kritisiert. Er spricht ihr schlicht den Wissenschaftscharakter ab und bezeichnet sie als »Weltreligion.«¹³

Zweitens ist dabei eines seiner Argumente, und das ist hier besonders interessant, die VWL behandle Geld bloß als eine effektive Vermittlung von Tauschakten, u. a. zurückgehend auf eine Aussage von John Stuart Mill: »There cannot, in short, be intrinsically a more insignificant thing, in the economy of society, than money.« Der Ökonom Wilhelm Gerloff bemerkte in seinem Buch *Geld und Gesellschaft* von 1952, dass in der »klassischen Lehre« das Geld nur als »neutrales« und »indifferentes« »Element« angesehen würde.¹⁴ So gesehen betrachten Klassik und Neoklassik *das Geld nicht als Medium mit einer Eigendynamik, sondern als transparentes Werkzeug (etwa als Recheneinheit) dahinter stehender Interessen, z. B. von Spekulanten*. Oder, mit Latour gesprochen: Das Geld erscheint hier als Intermediär und nicht als Mediator.¹⁵ Schon aus diesem Grund scheint die Neoklassik kaum mit medienwissenschaftlichen Fragestellungen vereinbar zu sein.

⁷ Vgl. zur neuen Marx-Lektüre: Ingo Elbe: Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965. Berlin 2008. Zum Post-Operatismus: Martin Birkner/Robert Foltin: (Post-)Operatismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude. Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis. Eine Einführung. Stuttgart 2006. Zur Wert(abspaltungskritik): Anselm Jappe: Die Abenteuer der Ware. Für eine neue Wertkritik. Münster 2005.

⁸ Vgl. <http://fuchs.uti.at> (08.11.2012). Vgl. Christian Fuchs/Vincent Mosco (Ed.s.): »Marx is Back – The Importance of Marxist Theory and Research for Critical Communication Studies Today«, in: *tripleC – Open Access Journal for a Global Sustainable Information Society*, Vol. 10, Nr. 2, 2012, p. 127–632, <http://www.triplec.at/index.php/tripleC/article/view/427> (08.11.2012).

⁹ So wird von Marx immer wieder die Telegraphie thematisiert – und keineswegs als bloßes Oberflächenphänomen, sondern als zentrale Produktivkraft. Vgl. z. B. *Marx Engels Werke*, Bd. 25, S. 81: »Das Hauptmittel zur Verkürzung der Zirkulationszeit sind verbesserte Kommunikationen [...]. Und hierin haben die letzten fünfzig Jahre eine Revolution gebracht, die sich nur mit der industriellen Revolution der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleichen läßt. Auf dem Lande ist die makadamisierte Straße durch die Eisenbahn, auf der See das langsame und unregelmäßige Segelschiff durch die rasche und regelmäßige Dampferlinie in den Hintergrund gedrängt worden, und der ganze Erdball wird umspannt von Telegraphendrähten [...].« Wenn Marshall McLuhan (*Die magischen Kanäle – Understanding Media*. Basel 1994, S. 69) schreibt: »Karl Marx und seine Anhänger (...) machten die Rechnung, ohne die Dynamik der neuen Kommunikationsmedien zu verstehen. Marx legte seiner Analyse gerade zum falschen Zeitpunkt die Maschine zugrunde. Gerade damals, als der Telegraf [sic] und andere implosive Formen begannen, die mechanische Dynamik ins Gegenteil zu verkehren (...),« dann zeigt dies nur, dass McLuhan *Das Kapital* nicht gelesen hat. Vgl. zu einer partiell neo-marxianisch orientierten Kritik an McLuhan auch: Jens Schröter: »Von Heiß/Kalt zu Analog/Digital. Die Automation als Grenze von McLuhans Medienanthropologie«, in: Derrick de Kerckhove/Martina Leeker/Kerstin Schmidt (Hrsg.): *McLuhan neu lesen. Kritische Analysen zu Medien und Kultur im 21. Jahrhundert*. Bielefeld 2008. S. 304–320. Vgl. zur Telegraphie bei Marx auch: Jens Schröter: »Übertragung und Explosion – Telegraphie/Telephonie/Transport«, in: ders./Urs Stäheli/Gregor Scherwing (Hrsg.): *Media Marx. Ein Handbuch*. Bielefeld 2006. S. 203–214.

¹⁰ <http://www.handelsblatt.com/unternehmen/management/koepfe/star-oekonom-fordert-neuorientierung-der-wirtschaftswissenschaften/6097068.html> (08.11.2012).

¹¹ Vgl. Hans Albert: »Modell-Platonismus: Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung«, in: ders.: *Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive*. Neuwied am Rhein/Berlin 1967. S. 331–391.

¹² Vgl. <http://www.paecon.net/> (08.11.2012). Vgl. Edward Fullbrook (Ed.): *Real World Economics: A Post-Autistic Economics Reader*. London/New York 2006 u.v.m. Vgl. insbes. Frederic Lee: *A History of Heterodox Economics. Challenging the Mainstream in the Twentieth Century*. London u.a. 2009. Dort heißt es schon ganz zu Beginn: »Throughout the twentieth century neoclassical economists in conjunction with state and university power have attacked heterodox economists and tried to cleanse them from the academy.«

¹³ Vgl. http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/IMG/pdf/Kratke_Neoklassik-Kritik.pdf (08.11.2012). Vgl. auch <http://www.exit-online.org/link.php?table=autoren&posnr=278> (08.11.2012).

¹⁴ Wilhelm Gerloff: *Geld und Gesellschaft. Versuch einer gesellschaftlichen Theorie des Geldes*. Frankfurt/Main 1952. S. 217. Dort findet sich auch das Zitat von Mill. Vgl. auch http://en.wikipedia.org/wiki/General_equilibrium_theory (08.11.2012): »Although the Arrow–Debreu–McKenzie model is set out in terms of some arbitrary numéraire, the model does not encompass money. Frank Hahn, for example, has investigated whether general equilibrium models can be developed in which money enters in some essential way. One of the essential questions he introduces, often referred to as the Hahn's Problem is: 'Can one construct an equilibrium where money has value?' The goal is to find models in which existence of money can alter the equilibrium solutions, perhaps because the initial position of agents depends on monetary prices.«

¹⁵ Vgl. Bruno Latour: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford 2005. S. 37 ff.

Sybille Krämer hat demgegenüber bemerkt, dass sich in der »Vielfalt medienbezogenen Forschens (...) ein gemeinsamer Nenner« herauskristallisiere: »Es ist dies die Überzeugung, dass Medien nicht nur der Übermittlung der Botschaften dienen, vielmehr am Gehalt der Botschaften (...) selbst beteiligt sein müssen.«¹⁶ Medien sind so gesehen nicht einfach Mittel für Zwecke, sondern haben eine Eigendynamik. Überträgt man dies aufs Geld, landet man unversehens – bei Marx (zumindest nach neueren Lesarten).¹⁷ Denn entgegen klassensoziologischer Verkürzung im traditionellen Arbeiterbewegungsmarxismus ist das Geld bei Marx gerade kein Mittel irgendwelcher Klasseninteressen. *Das Kapital* von Marx fängt mit der Form der Ware und dann auch der des Geldes an, nicht mit Klassen. Marx' zentrale Bestimmung der Form des Kapitalismus »G – W – G'« (will heißen: mit Geld werden Waren produziert, die für mehr Geld verkauft werden können) besagt ja, dass der Zweck kapitalistischer Produktion nicht die Herstellung von Gütern ist, sondern die Vermehrung von Geld.¹⁸ Dieser dynamische Prozess, den man sich auch ohne Klassenspaltung vorstellen kann, ist das Kapital. Jeder, der Unternehmer werden will, lernt als erstes, dass hinten mehr Geld herauskommen muss, als man vorn hineingesteckt hat. Das hat nichts mit Gier zu tun, die man moralisch kurieren könnte. Das sind schlicht die Spielregeln, wenn man so will, die Struktur des Kapitalismus. Diesbezüglich findet sich im *Kapital* ein merkwürdiger und in seiner Metaphorik für Medientheorie durchaus anschlussfähiger Satz: »In der Zirkulation G-W-G funktionieren (...) beide, Ware und Geld, nur als verschiedene Existenzweisen des Werts selbst, das Geld als allgemeine, die Ware seine besondere [sic], sozusagen nur verkleidete Existenzweise. Er geht beständig aus der einen Form in die andre über, ohne sich in dieser Bewegung zu verlieren, und verwandelt sich so in ein automatisches Subjekt.«¹⁹

Ohne auf den Wertbegriff und seine Untiefen einzugehen, sei festzuhalten, dass Marx hier nicht menschliche Akteure, also Kapitalisten oder Spekulanten, als Subjekte ansetzt, sondern den »automatisch« prozessierenden Wert, der in der – wie Marx kurz danach bemerkt – »selbständigen Form« des Geldes erscheint. Man könnte vermuten, dass hier eine Art *Autopoiesis* avant la lettre beschrieben wird, bei der nicht die Kommunikation kommuniziert, wie Luhmann sagt, sondern der Wert sich verwertet, wie Marx sagt.²⁰ Geld ist zwar selbstreferentiell, erscheint aber transparent gegenüber Zwecken. Dies ähnelt der Doppelstruktur der Medien zwischen Selbst- und Fremdbezug. Menschen sind nur Umwelt dieser Autopoiesis und scheinen dies sogar zu wissen. Daher das Sprichwort »Geld regiert die Welt«. (Kenneth Burke hat übrigens Geld als »God-Term« bezeichnet. Dies passt gut zu Krätkes Auffassung der herrschenden Dogmen als Weltreligion.)

Über das »automatische Subjekt« ist ein Anschluss zur systemtheoretischen Medientheorie möglich, die Geld ja schon lange

ausdrücklich als Medium beschreibt.²¹ Allerdings wäre nach Marx das Wirtschaftssystem kein deutlich abgegrenztes Binnensystem, sondern besäße eine strukturelle Dominanz. Mit Franz Kasper Krönigs Buch *Ökonomisierung der Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven* und Hanno Pahls Studie *Das Geld in der modernen Wirtschaft – Marx und Luhmann im Vergleich* liegen bereits Untersuchungen vor, die in diese Richtung gehen.²²

Bemerkenswerterweise würde eine solche zentrale Rolle des Geldes – nicht nur als transparenter Vermittler von Interessen, sondern auch als eigendynamisches Medium der Gesellschaft – den Kapitalismus historisch von anderen Epochen unterscheiden. Jacques Le Goffs neue Studie *Das Geld im Mittelalter* gelangt jedenfalls zu dem Ergebnis, dass »Geld im Mittelalter keine vorrangige Rolle gespielt« habe, dass »Geld im christlichen Mittelalter keine eigene Wirtschaftsgröße« war, ja dass im Mittelalter noch nicht einmal – darin ist sich Le Goff mit Polanyi einig – von Ökonomie gesprochen werden kann.²³ So gesehen wäre es auch die Aufgabe einer kritischen Betrachtung, jene anachronistischen Darstellungen zurückzuweisen, die die heutige gesellschaftliche Funktion des Gelds als automatisches Subjekt der Gesellschaft zurückprojizieren und auf diese Weise naturalisieren. Wenn man begreift, dass Geld nicht immer die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrscht hat, wird es vielleicht auch möglich, über eine Welt nachzudenken, die von der Eigendynamik des Geldes *nicht mehr* beherrscht wird. Zumindest *Star Trek* träumt schon davon.

Wieso sollte man davon träumen? Ist Geld nicht eine wunderbare Komplexitätsreduktion? Vielleicht. Aber vielleicht hat die Eigendynamik des Geldes auch extrem destruktive Effekte.

¹⁶ Sybille Krämer: »Das Medium als Spur und als Apparat«, in: dies. (Hrsg.): *Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. Frankfurt/Main 1998. S. 73–94. Hier S. 73.

¹⁷ Z. B. Jappe: *Die Abenteuer der Ware*, a.a.O.

¹⁸ Vgl. *Marx Engels Werke*, Bd. 23, S. 165.

¹⁹ *Marx Engels Werke*, Bd. 23, S. 168f. Vgl. Jens Schröter: »Das automatische Subjekt. Überlegungen zu einem Begriff von Karl Marx«, in: Hannelore Publitz u.a. (Hrsg.): *Unsichtbare Hände*. München 2011. S. 215–256.

²⁰ Vgl. *Marx Engels Werke*, Bd. 23, S. 329. Vgl. Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1992. S. 31.

²¹ Vgl. z. B. Niklas Luhmann: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M. 2002. Geld als Medium zu verstehen, geht mindestens bis zu Talcott Parsons zurück, der Geld in den 1960er Jahren sogar als Modell und Prototyp symbolisch generalisierter Medien ansah.

²² Vgl. auch: Robert Kurz: »Subjektlose Herrschaft«, in: ders.: *Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte*. Bad Honnef 2004. S. 153–221.

²³ Jacques Le Goff: *Geld im Mittelalter*. Stuttgart 2011. S. 9 u. 234. Vgl. Karl Polanyi: *The Great Transformation: Politische und Gesellschaftliche Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt/Main 2007. Vgl. auch: Robert Kurz: *Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin 2012. Insbesondere Kapitel 4–7.

²⁴ Zitiert in: Hermann L. Gremliza (Hrsg.): *No Way Out? 14 Versuche, die gegenwärtige Finanz- und Wirtschaftskrise zu verstehen*. Hamburg 2012. S. 99.

Hierzu seien nur einige Anmerkungen zur Diskussion um die Marxsche oder andere Formen von Krisentheorie angestellt.

Externe Krisen: Da der Wert bzw. das Geld rein quantitativ ist, können sie im Prinzip unendlich wachsen. Es gibt, wie auch ein gewisser Wolfgang Schäuble unlängst festgestellt hat,²⁴ dafür keine Grenze. Die Erde, die Menschen haben aber Grenzen, die Welt ist nicht unendlich. Also ist es im Grunde nicht überraschend und wieder kein moralisches Problem, dass eine um die Autopoiesis des Mediums Geld sich drehende Gesellschaft die Natur schrittweise zerstören muss.²⁵

Interne Krisen drehen sich darum, dass die Autopoiesis des Geldes, das Kapital, selber strukturell instabil ist – ohne dass man die Ursachen für Krisen wiederum personalisieren könnte. Ebermann bemerkt: »Es wäre wichtig, überhaupt ein Bild davon zu schaffen, daß der Kapitalismus krisenhaft ist, ohne daß Leute Fehler machen.«²⁶ Das unterscheidet an Marx orientierte Ansätze nicht nur von der Systemtheorie, in deren Theorie des Wirtschaftssystems von Krise nicht die Rede ist (außer jüngst bei Stichweh),²⁷ sondern auch von der, wie Mirowski gezeigt hat,²⁸ auf problematischen physikalistischen Metaphern errichteten Gleichgewichts-Metaphysik der neoklassischen Volkswirtschaftslehre. *Krise ist ein strukturelles Merkmal der Geld-Autopoiesis.*

Aus diesem Grund halte ich die populäre Vorstellung von ruchlosen Spekulanten, die eine eigentlich stabile und funktionierende Realwirtschaft gleichsam in Geiselnahme nehmen, nicht nur für falsch, sondern auch für gefährlich (weil eben Sündenböcke benannt werden, mit allen Folgen, die zumal aus der deutschen Geschichte bekannt sind). Man muss sich doch fragen, warum es die sich aufblähenden Finanzmärkte überhaupt gibt. Sind sie vielleicht schon eine Antwort auf eine tiefe Krise der sogenannten Realwirtschaft? Und ist die Produktion von »fiktivem Kapital« – wie Marx es schon im dritten Band des *Kapitals* nennt – nicht vielleicht eine Stütze der sonst erlahmenden Reproduktion – siehe die Konsumentenkredite in den USA. Dies würde immerhin erklären, warum trotz aller öffentlichen Bezeichnung der Finanzmärkte die Wall Street nicht einfach geschlossen wird. Ein kontroverses Buch, das diese Zusammenhänge diskutiert, ist *Die große Entwertung – Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind* von Ernst Lohhoff und Norbert Trenkle.

Wie dem auch sei: Interessant für einen Anschluss an die Medienwissenschaft ist es wiederum, dass bestimmte neuere, an Marx angelehnte Denkschulen die Störung als den Normalfall in den Mittelpunkt rücken und zu zeigen suchen, wie unwahrscheinlich Stabilität ist – etwa unter dem bezeichnenden Namen »Wirtschaftswunder« – und dass sie ständig vom Zerfall bedroht ist. Auch wird ein Konflikt zwischen den digitalen Produktivkräften und den kapitalistischen Produktionsverhältnissen postuliert, was sich auch als eine Form politischer Intermedialität²⁹ zwischen

den Medien Geld und Computer beschreiben ließe. Diese zeigt sich schon recht deutlich in der Debatte um das Urheberrecht.³⁰ Neuerdings wird ausgerechnet von Leuten wie Erik Brynjolfsson, Director des MIT Center for Digital Business, die Diskussion über die digitale Vernichtung der Arbeit und ihre krisenhaften Folgen wiederbelebt.³¹ Schließlich müsste auch die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) eine solche Besinnung auf die Krisenpotenziale begrüßen, zumal sie zumindest bei John Law ganz ausdrücklich die *gesellschaftskritische* »Aufgabe« benennt, zu erforschen, »dass es anders sein könnte – und oft anders sein sollte«.³²

Noch ein paar Worte zur ANT und insbesondere zu den Science and Technology Studies (STS). Deren Analysen von ökonomischen Prozessen erfreuen sich gegenwärtig aus guten Gründen des Interesses. Die detaillierten, oft ethnographischen, Studien über konkrete Handelsprozesse und den Einsatz technologischer und medialer Verfahren brechen mit dem Modellplatonismus der herrschenden VWL. Auch erneuern einige dieser Ansätze, beispielsweise Donald MacKenzie in seinem Buch *An Engine, Not a Camera. How Financial Models Shape Markets* eine Kritik, die auch schon im marxianischen Lager, etwa bei Krätke, vorgetragen worden ist, dass nämlich die ökonomischen Modelle weniger versuchen, ökonomische Realität zu beschreiben, als dass sie sie *performativ* herstellen. Die Marxianer sehen darin ein Indiz dafür, dass es sich bei diesen Modellen um Herrschaftstechnologien handelt.

Obwohl sie einerseits mit der Neoklassik brechen, scheinen die meisten Versuche von STS, sich der Ökonomie zu nähern, andererseits in bestimmter Hinsicht der Neoklassik verpflichtet zu bleiben – wenn sie nämlich mikroökonomische Muster zur Makroökonomie hochrechnen (methodologischer Individualismus).³³ So führt die beim ethnographischen Ansatz unvermeidliche Konzentration auf z.B. das einzelne Trader-Büro dazu, die grundlegende Bedeutung der Regeln, nach denen die Einheiten wie Unternehmen prozedieren müssen, also z.B. »G-W-G'«, auszublenden oder zumindest verblassen zu lassen. Auf diese Weise halten sie den sozialen Hintergrund stabil, und Formen wie Markt, Geld, Konkurrenz etc., die in der marxianischen Analyse gerade genealogisch denaturalisiert und so in ihrer Instabilität sichtbar gemacht werden, erscheinen als fraglose, unveränderliche Entitäten. Latour hat bemerkt: »If the social remains stable and is used to explain a state of affairs, it's not ANT.«³⁴ So geraten STS-Analysen, wenn sie sich an der ANT orientieren, die autopoietische Dynamik des Mediums Geld als Kapital einfach voraussetzen und als Explanans akzeptieren, in den Widerspruch zu ihren eigenen methodischen Prämissen. Außerdem folgt aus der Invisibilisierung, somit Ent-Störung des Kapital-Hintergrunds, dass die Ursachen von Krisen nur noch im Versagen von Binnenoperationen, z.B. von Computern, ge-

sucht werden können – ein bekanntes Beispiel dafür ist der Flash-Crash vom 6. Mai 2010 –, obwohl vielleicht gerade das hervorragende Funktionieren der Computer Krisen erzeugt.³⁵

Wie dem auch sei, es spricht nichts dagegen, die Diskussion zwischen verschiedenen Formen der marxianischen Wertformanalyse und den material- und situationssensiblen Verfahren der STS zu suchen. MacKenzie z.B. hat früher über Marx gearbeitet.³⁶ Historisch gibt es solche Berührungen also durchaus. Allerdings sollte die Analyse außer Binnenoperationen auch das historische und aktuelle black-boxing des Kapital-Hintergrunds selbst adressieren. Immerhin haben bereits die Wirtschaftssoziologen Caruthers und Babb registriert, dass das Geld in Zeiten der Krise seinen Anschein der Natürlichkeit tendenziell verliert.³⁷ Vielleicht sind wir in einem solchen Moment, und das wäre ein guter Anlass, das Geldmedium erneut zu thematisieren.

Abschließend eine persönliche Bemerkung: Als Medienwissenschaftler und eben nicht Ökonom kann ich nicht beanspruchen, einen ernsthaften Beitrag zur ökonomischen Diskussion zu liefern. Allerdings akzeptiere ich keine Argumente, die es mir untersagen, mich als Nicht-Ökonom zu Geld und seinen Effekten äußern zu dürfen. Das Argument, man müsse erst die mathematische Sprache der (vorherrschenden) Wirtschaftswissenschaft lernen, um sich dazu zu äußern,³⁸ übersieht m.E. mindestens zwei wesentliche Punkte:

Erstens: Einige der in diesem Aufsatz skizzierten Ansätze oder Perspektiven bestreiten auf verschiedene Weise die *Prämissen*, auf denen die komplexen mathematischen Modellierungen heutiger VWL errichtet sind (z. B. in Bezug auf die Rolle des Geldes). Aus solcher Sicht wäre die Forderung, die mathematisch formulierten Modelle und ihre Sprache erst einmal zu verstehen, bevor man mitreden darf, nicht nur sinnlos, sondern sogar totalitär, weil von vornherein andere Modelle, die auf anderen Prämissen errichtet sind, ausgeschlossen werden. (Und wenn die weitgehend neoklassische VWL so erfolgreich wäre, wie sie von sich glaubt, bräuchte sie eine Diskussion doch nicht zu scheuen.)

Zweitens: Kein Geringerer als Albert Einstein hat die Frage aufgeworfen, warum bezüglich der Wissensproduktion über ökonomische Vorgänge, die doch für alle Mitglieder einer Gesellschaft unmittelbar relevant sind, nur eine bestimmte Gruppe von Leuten und/oder Typus von Diskurs zulässig sein soll.³⁹ Mir scheint dieser Einwand zwingend zu sein, zumal der herrschende neoklassische Diskurs mindestens auf *bestreitbaren* Prämissen beruht (siehe *Erstens*).⁴⁰ Es ist ja klar, um das Beispiel Teilchenphysik zu bemühen, dass man z.B. keine Umfrage durchführt, um herauszufinden, ob das Higgs-Boson existiert. Dessen Existenz wurde von einem mathematischen Modell gefordert und durch Experimente am CERN experimentell bestätigt (es scheint jedenfalls so). Ökonomie ist aber keine Teil-

chenphysik.⁴¹ Wie wir die Welt beschreiben, wie wir (oder viele wir) sie organisieren und/oder leben wollen, ist doch eigentlich eine demokratische Frage. Daher sollte jede freiheitlich-demokratisch-pluralistische Gesellschaft auch eine offene Diskussion über die Medien und deren Eigendynamiken führen können, die ihre Reproduktion bilden – also z.B. über den Sinn oder Nicht-Sinn einer Zentrierung um das Geld nachdenken. Genau das ist der Sinn des Grundgesetzes, in dem von einer spezifischen ökonomischen Orientierung der Gesellschaft aus gutem Grund nicht die Rede ist. Eine andere Welt ist möglich.

²⁵ Vgl. Jappe: Die Abenteuer der Ware, a.a.O., S. 129.

²⁶ In: Gremliza: No Way Out?, a.a.O., S. 30.

²⁷ Vgl. <http://www.unilu.ch/files/allgemeine-theorie-der-funktionssystemkrise.pdf> (08.11.2012). In: Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft, a.a.O., taucht ebenso wenig wie in dem – aus dem Umfeld der Akteur-Netzwerk-Theorie stammenden – Buch: Michel Callon (Hrsg.): The Laws of the Markets, Oxford u.a. 1998, das Wort Krise auf. Das scheint mir gegen diese Ansätze zu sprechen.

²⁸ Vgl. Philip Mirowski: Against Mechanism. Protecting Economics from Science. Lanham u.a. 1988.

²⁹ Vgl. Jens Schröter: »The Politics of Intermediality«, in: *Film and Media Studies (Acta Universitatis Sapientiae, Sapientia Universitatis Cluj-Napoca)*, Nr. 2, 2010, S. 107–124. Vgl. auch: Jens Schröter: »Banknoten der Natur. Überlegungen zum Verhältnis von Fotografie und Geld: Marx, Holmes, Benjamin, Sekul«, in: *Fotogeschichte*, Jg. 27, Nr. 105, 2007, S. 51–58.

³⁰ Vgl. Stefan Meretz: »Der Kampf um die Warenform: Wie Knappheit bei Universalgütern hergestellt wird«, in: *krisis* 31, 2007, S. 52–89.

³¹ Vgl. <http://raceagainstthemachine.com> (08.11.2012). Das ist besonders bemerkenswert, da Brynjolfsson einer jener Autoren ist, die sich lange Zeit mit der Frage des *productivity paradox* beschäftigt haben, einer Diskussion, in der die produktivitätssteigernde (und mithin arbeitsvernichtende) Rolle digitaler Technologien bestritten wurde. Vgl. dazu und zum Teil kritisch: Leslie P. Willcocks/Stephanie Lester (Ed.s): Beyond the IT Productivity Paradox. Chichester 1999. Vgl. zur Kritik: Ernst Lohoff/Norbert Trenkle: Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind: Münster 2012. S. 79–90.

³² John Law: »Notizen zur Akteur-Netzwerk-Theorie: Ordnung, Strategie und Heterogenität«, in: Andréa Belliger/David Krieger (Hrsg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006. S. 429–446. Hier: S. 443. Siehe S. 435 zur Vorliebe der ANT für Störungen am Beispiel defekter Fernsehgeräte.

³³ Vgl. in anderer Hinsicht: Philip Mirowski/Edward Nik-Khah: »Command Performance: Exploring What STS Thinks It Takes to Build a Markets«, in: Trevor Pinch/Richard Swedberg (Ed.s): Living in a Material World. Economic Sociology Meets Science and Technology Studies. Cambridge/MA und London 2008. S. 89–128. Hier: S. 117. Vgl. aber: Latour: Reassembling the Social, a.a.O., S. 216.

³⁴ Latour, Reassembling the Social, a.a.O., S. 10.

³⁵ Vgl. <http://www.math.uni-hamburg.de/home/ortlieb/VerloreneUnschuldProduktivitaetBlocksatz.pdf> (08.11.2012).

³⁶ Vgl. Donald MacKenzie: »Marx and the Machine«, in: *Technology and Culture*, Vol. 25, No. 3, 1984, p. 473–502.

³⁷ Vgl. am historischen Material: Bruce G. Carruthers/Sarah Babb: »The Color of Money and the Nature of Value: Greenbacks and Gold in Postbellum America«, in: *Journal of Sociology*, Vol. 101, No. 6, 1996, S. 1556–1591, insbes. S. 1580.

³⁸ Vgl. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/ein-uni-oekonom-teilt-aus-lernt-unsere-sprache-bevor-ih-mitredet-a-807029.html> (08.11.2012).

³⁹ Vgl. Albert Einstein: Why Socialism? (1949), <http://monthlyreview.org/2009/05/01/why-socialism> (08.11.2012).

⁴⁰ Vgl. weiterhin das äußerst pointierte Vorwort von: Donald A.R. George (Ed.): Issues in Heterodox Economics. Malden u.a. 2008.

⁴¹ Vgl. Mirowski: Against Mechanism, a.a.O.

ENDE MIT SCHRECKEN ODER SCHRECKEN OHNE ENDE? ZUM LETZTEN BUCH DES LETZTEN MARXISTEN ROBERT KURZ (1943–2012)

Im Sommer 1990 erreichte den Autor ein Anruf seines philosophischen Lehrers Wolfgang Harich aus Berlin, der ihn auf einen soeben bei der Edition Tiamat erschienenen Sammelband unter dem Titel *Gemeinsam sind wir unausstehlich* hinwies. »Alles Quatsch, lieber Stefan«, sagte Harich am Telefon – und meinte damit sämtliche Beiträge (bis auf einen), die von Journalisten aus dem Dunstkreis von *konkret*, *taz* und *stern* verfaßt worden waren und, ergrimmt über den »völkischen« Taumel angesichts des Mauerfalls, in stilistisch bemühtem Masochismus die typisch deutsche Selbsterfleischung zelebrierten. Die Ausnahme bildete ein 26seitiger Aufsatz eines bis dato völlig unbekanntes Mannes namens Robert Kurz, der sich »Deutschland, einig Irrtum. Die Wiedervereinigungsfälle und die Krise des warenproduzierenden Weltsystems« nannte. Ihm folgte 1991, verlegt von Hans Magnus Enzensberger in seiner *Anderen Bibliothek*, ein erstes Buch: *Der Kollaps der Modernisierung*. Darin wurde eine – nicht nur auf den ersten Blick – verblüffende These vertreten: Was der kollektive »gesunde Menschenverstand« (von Hegel als »größter Metaphysiker« abgefertigt) gerade ohrenbetäubend wahrgenommen hatte, war nicht etwa das Ende des Sozialismus = Anfang des globalen Siegeszuges des Kapitalismus, sondern vielmehr der Anfang vom Ende der Marktwirtschaft überhaupt, deren Funktionszusammenhang quasi am schwächsten Kettenglied zerrissen war. Mit anderen Worten: Durch die Implosion des Ostblocks war Marx nicht widerlegt, sondern glänzend bestätigt worden.

Wie sich herausstellte, fand ein solch konsequent dialektisches Totalitätsdenken, das die Widersprüche als Einheit begreift, kaum Anklang, beim »Feind« nicht und noch weniger beim »Freund«. (Man muß es selber erlebt haben, wie Robert Kurz bei seinen Vorträgen komplettes Unverständnis, wenn nicht gar blanken Haß seitens der »Bewegungslinken« erntete.) Anlässlich des plötzlichen Todes eines der seltenen ernst zu nehmenden Verbündeten hieß es deshalb im August 1995 im Editorial von Kurzens Hauszeitschrift *Krisis*, Heft 16/17, Wolfgang Harich hätte »ungeachtet aller Differenzen und im Unterschied zu manchen Ex-Mandarinern der Theorie das oft verleugnete »Neue« und Weitertreibende am Ansatz der KRISIS vorurteilsfrei erkannt und auch mit überraschender Energie propagiert, u.a. gegenüber dem Autor dieser Zeilen. Wir sind ihm dafür dankbar. Nicht nur sein immenses philo-

sophisches Wissen hat uns imponiert, sondern auch der Kampfgeist, mit dem er bis zuletzt seine Sache gegen die vergangene DDR und noch mehr gegen die leider gegenwärtige BRD verfochten hat.«

Worum also geht es, was ist mit dem »Neuen« gemeint? Ausgangspunkt für Kurz' Überlegungen war die prinzipielle Trennung eines »esoterischen« von einem »exoterischen« Marx. Bei diesem handelte es sich um den Abgott der Arbeiterbewegung, der Angehörigen der Gewerkschaften sowie der sozialdemokratischen und kommunistischen Kader, welche letztere zudem eine Ersatzreligion besaßen in Gestalt des streng kodifizierten »Marxismus-Leninismus«, der die irdische Erlösung garantierte, sofern sich die Proletarier aller Länder nur vereinigten (der hiesigen »Abstimmung mit den Füßen« fiel dann allerdings Honecker als erster zum Opfer). Der ungleich schwerer zugängliche »esoterische« Marx hingegen steckt im Fetischkapitel von Band I des *Kapital*. Sein Thema ist die (zwangsläufig) warenförmige Vergesellschaftung der Individuen. Fachterminologisch gesprochen, geht es um die Entschlüsselung der Formcharaktere der »zweiten Natur«, und das bedeutet nicht weniger als das Dechiffrieren einer Geheimschrift. Denn das sich autonom dünkende Subjekt (Descartes' »ego cogito«) ist in Wirklichkeit, und zwar bis in die hintersten Falten seiner Emotionalität hinein, vorgeprägt durch den obwaltenden Mechanismus von Angebot und Nachfrage. (Vgl. hierzu insbesondere das zuletzt erschienene Werk des am 18. Juli 2012 verstorbenen Robert Kurz: *Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin 2012.)

Marxismus mithin als radikale Historisierung der scheint's unbefleckt empfangenen philosophischen etc. Kategorien, mit dem Geld alsbarer Münze des Kantschen Apriori (Alfred Sohn-Rethel). Daß Harich Kurz' Position auf Anhieb einleuchtete, lag nicht zuletzt daran, daß Harichs Mentor Georg Lukács mit *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923) die Initialzündung für eben jene, hernach von ihm wieder verworfene Lesart geliefert hatte, an welche die ursprüngliche »Frankfurter Schule« – Marcuse, Horkheimer und vor allem Adorno – anknüpfen sollte, später dessen Eleven, Alfred Schmidt in den Sechzigern, Hans-Georg Backhaus und Helmut Reichelt noch heute. (Auf das Duo Backhaus/Reichelt bezieht sich Kurz mehrfach in *Geld ohne Wert*.)

Wenig schmeichelhaft, aber durchaus treffend bezeichnete Kurz die traditionelle Arbeiterbewegung als schiere »Charaktermaske des variablen Kapitals«. Daß »links« lediglich ein Euphemismus ist für nicht- bzw. anti-marxistisch, wird an keinem aktuellen Phänomen so deutlich wie an der gegensätzlichen Einschätzung der sogenannten Spekulanten. Während die Linke sie unisono als »Heuschrecken« diffamiert, die angeblich die momentane Finanzkrise ausgelöst hätten, betrachtet sie der authentische Marxismus, darunter Kurz, nur als Beschleuniger derselben. Jene Zocker in Nadelstreifen sind ihr Gewicht in Gold wert, weil an ihnen am besten abzulesen ist, wie das System als Ganzes operiert: *Take the money and run*. Tatsächlich offenbart die »Spekulantenhetze« (Kurz) einen genuin linken Antisemitismus, rekurriert sie doch auf die berühmt-berüchtigte Unterscheidung von »schaffendem« Kapital = gut und »raffendem« Kapital = böse, wie sie Gottfried Feder im Parteiprogramm der NSDAP skizziert hat. Dieses hat eine erlauchte, dem Marxismus wohlbekannte Ahnengalerie, die von den Zeitgenossen Silvio Gesell und Rudolf Steiner zurückreicht bis auf Pierre-Joseph Proudhon, einen der drei wichtigsten sozialistischen Marx-Gegner. (Die beiden anderen sind, wie man weiß, Lassalle und Bakunin.) Proudhon begründete die allererste *good bank*, nämlich seine eigene kurios-philanthropische »Tauschbank«, die *fair trade* betreiben sollte, wie die ihr geistesverwandte »Bank für Gemeinwirtschaft« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – in Konkurrenz zu all den üblen *bad banks* à la »Commerz«- oder »Deutsche Bank«, die allein auf Profit aus waren (und es Gott sei Dank weiterhin sind). Gibt es irgendeinen Manchesterliberalen – oder Marxisten –, der den Bankrott der BfG nicht begrüßt hätte?

Es war daher ein unverzeihlicher Fehler der französischen Behörden (*C'est plus qu'un crime, c'est une faute* – Talleyrand), daß sie, ideologisch vernagelt, Proudhons Klitsche dichtmachten, bevor diese fröhlich in die Pleite schlittern konnte, und somit den Illusionen linker Spinner und Allerweltsverbesserer bis auf den heutigen Tag Nahrung gaben. Wenn nicht der Gesamtzusammenhang von Geld und Kredit, Banken und Börsen ausgehebelt werden kann, bleibt qualitativ alles beim Alten. Dann ist es auch gleichgültig, welche Partei oder Koalition mit welchen, gerne auch menschenfreundlichen, Phrasen das Geschäft des Kapitals besorgt. Kurz nennt ausdrücklich Sahra Wagen-

knecht, die Säulenheilige und kitschige Rosa-Luxemburg-Reinkarnation der Ex-PDS, die inzwischen regelmäßig von der *FAZ* als »nützliche Idiot/In« & leibhaftige Nebelkerze in Lohn und Brot genommen wird. (Ihre Dummheit durfte Frau Dr. Wagenknecht unlängst in der *Harald-Schmidt-Show* demonstrieren.) Sie und ihresgleichen bejammern mit moralisierend erhobenem Zeigefinger das fortschreitende Auseinanderklaffen der Scherblätter »arm« und »reich«, während es für einen Neo-Marxisten wie Kurz ein sicheres Indiz dafür ist, daß der Kapitalismus als solcher an seine innere (historische) Schranke zu stoßen droht, welche von Michael Heinrich, Wolfgang Fritz Haug, Elmar Altwater *e tutti quanti* hartnäckig bis hysterisch bestritten zu werden pflegt. Gegen sie alle mobilisiert und revitalisiert Kurz die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie als Zusammenbruchstheorie: Der Zyklus von Konjunktur und Krise ist endgültig zerbrochen, die »langen Wellen« von Kondratjef bis Mandel haben ausgedient, die »Selbstheilungskräfte des Marktes« entpuppen sich als frommer VWL-Wahn, und die Zukunft wurde bereits verpfändet. Die Leutchen im Euro-Raum, in Griechenland, Spanien usw., sind angehalten, von Luft und Liebe zu leben, doch vermögen sie's beim besten Willen nicht. Merke: Bergab geht's schneller. Die Höllenfahrt hat gerade erst begonnen.

MICHAEL ZELLER

AUF DEM VULKAN VOM VERRECHNEN DER ZUKUNFT

Vor kurzem hat ein Freund mir sein Haus für eine Weile überlassen, und dieses Haus steht auf Lanzarote, einer Insel ganz aus Lava. Das wußte ich, aber ich mußte es erst sehen: das Anthrazitgrau des Bodens, und vor allem: seine Allgegenwart. Tatsächlich gibt es nichts dort als das dunkle Grau der Lava. So gut wie kein Braun von Erde dazwischen, gelber Sand, gar das Grün einer Flora. Das Auge war befremdet, der Kopf herausgefordert. Eine Hügellandschaft, mächtig hoch, wohlgeformte Tafelberge, unbewachsen, ohne Schroffen – einladend zum Wandern.

Beim Gehen über die Höhen (die beste Annäherung, die ich mir hier schaffen konnte) hatte ich es unter meinem Schuh, und ich schaute, so weit das Auge reichte, über ausgekottetes Erdinneres, stumpfes Schwarz. Aber ich ging auf einem Boden, auf dem die Erdgeschichte, die in Jahrmillionen rechnet, historisch geworden war, gleichsam zeitgenössisch, auf der Schnittstelle zweier Zeitrechnungen: Die Vulkane, die ich mir erwartete, hatten vor knapp dreihundert Jahren zum letzten Mal gespuckt, zwischen 1730 und 1736. Zwanzig Jahre vor dem Erdbeben von Lissabon, an Allerheiligen, das die Christenheit in Europa aufgeschreckt hatte und ihr die Gottesfrage aufzwang, mit beängstigender Wucht.

Die Kruste, über die ich ging, war also neu. Keine Formation hat es auf Lanzarote vor dreihundert Jahren so gegeben. Ohne Antike, ohne Mittelalter: Neuland. Nichts, was die Natur sich seither zurückgeholt hat, Pflanze, Tier und Mensch, langt über das Jahr 1736 hinaus. (Da war gerade Joseph Haydn geboren, und Johann Sebastian Bach hatte das Weihnachtsoratorium beendet). Und je länger ich ging, umso vielgestaltiger und bunter wurde der Lavaboden. Auf der erstarrten Glut hatten sich Flechten angesetzt, in Gelb und Grün, Moose, kleine Muscheln und Schnecken, die in einer überschaubaren historischen Frist den Boden bereitet hatten, mit Hilfe von Regen und Wind, daß der Mensch daraus wieder seine Nahrung ziehen konnte: Getreide, Gemüse, Wein, wenn auch auf einem äußerst kargen Niveau. Gewaltiges ist so in dieser Zeit entstanden, im Kleinen. Und wie mag das Land aussehen in noch einmal dreihundert Jahren, nach weiteren zehn menschlichen Generationen? Der homo sapiens wird rasch keck und spielt mit den Dimensionen der Zukunft, weit über die eigenen Lebenserwartungen hinaus. Werden im Jahr 2300 auf Lanzarote Weizenfelder wehen und Obstbäume verschwenderisch Frucht tragen?

Doch ein Blick auf die nackten Vulkankegel, die mich umstanden, lehrte meine faustischen Visionen gleichzeitig die Vorsicht. So sicher der Fuß eines Wanderers von ihnen heute auch gehalten wird: Das Magma des Erdkerns brodelt weiter unter ihnen, in unergründlichen Tiefen. Und eines Tages, in erdgeschichtlicher Zeitrechnung ein Wimpernschlag, wird es den Kräften in sich wieder Raum geben müssen nach außen und Feuer speien und mit glühenden Massen über die blühende Insel kommen und das in menschlicher Zeit Nachgewachsene tief unter sich begraben. Wenn

dann die Lava abgekühlt ist, nach einigen Jahrzehnten, wird die Natur sich wieder regen – mit Flechten, Moosen, Muscheln und Schnecken, und Nahrung schaffen für die nächsten Insekten und Würmer, und erste Vögel werden angelockt und nisten und brüten, und nach drei Jahrhun-

dert wird abermals Wein hier wachsen und Getreide.

Doch das ist Zeitrechnung im Großen, sie geht über das einzelne Menschenleben hinweg. Und beim Gehen in dieser Urlandschaft (bei dem ich kaum einem Zeitgenossen begegnete) verfielen meine schweifenden Gedanken auf ein anderes Zahlenspiel, in den Grenzen der eigenen Familiengeschichte.

Es war in der Obertertia eines neusprachlichen Gymnasiums, wie es damals hieß, gewesen, zu Anfang der 1960er Jahre, als wir im Geschichtsunterricht den Versailler Vertrag nach 1918 durchnahmen, als Abschluß des Ersten Weltkriegs. Die Reparationen, die die Siegermächte dem Deutschen Reich seinerzeit abforderten, wären, so wurde uns gesagt, 1986 abgegolten gewesen. Wir Schüler haben uns darüber natürlich kapputtgelacht und unsere Witze gemacht. 1986 – da wären wir selbst ja vierzig Jahre alt – ein für Fünfzehnjährige ganz und gar unvorstellbar hohes Alter. 1918 zu 1986 – diese irrwitzige Zahlenklammer, die in die Epoche unserer Großväter hineinfafste wie in eine unendlich ferne Zukunft hinauf, ist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Begriffen habe ich es aber erst viel später.

1960: Da war mein eigener Vater bereits fünfzehn Jahre tot. Wie seine beiden Brüder (die gesamte Familiengeneration) hatte ihn der nächste Weltkrieg (Numero Zwo) verschlungen. Unsere Wohn- und Lebensverhältnisse als Flüchtlinge waren auch 1960 immer noch karg. Daß meine Brüder und ich die Oberschule besuchen durften, war der einzige Luxus, den die Mutter uns gönnen konnte (das hörten wir oft genug). Und ich sollte dann noch, erwachsen geworden, als Mann mit vierzig, die Schulden abzahlen, die die Generation gar der Großväter hinterlassen hatte? Dazwischen – ja, da lag die Eruption des Zweiten Weltkriegs – nicht in den Eingeweiden der Erde zusammengebräut, sondern denen der menschlichen Gesellschaft, in seinen Ergebnissen kaum weniger verheerend.

In welche Zukunft hinein kann der Mensch planen? Die elementaren Spiele der Natur haben wir als Lebewesen dieser Erde hinzunehmen. Sie werfen uns, wenn wir Pech haben, wieder auf die ersten Tage des Planeten zurück. Bei freundlichen Winden gedeiht das Leben danach erneut: Die Fortschritte, die Lanzarote in dreihundert Jahren hinter sich gebracht hat, die Natur und der Mensch in ihr, haben mich, wandernd im Angesicht von sanften Vulkankegeln, gerührt. Diese unbesiegbare Zähigkeit des Lebenstriebes! Doch die Erträge sind kümmerlich. Bis heute reichen sie nicht, die kleine Bevölkerung der Insel zu ernähren. Wie viele Jahrhunderte bräuchte es noch dazu?

Allerdings nur, wenn die Natur Zeit dazu läßt. Oder wir.

WILHELM DONNER

DIE AKTIE ALTER

SENIORITÄT IM SOZIALSTAAT UND IM FINANZKAPITALISMUS

Wir leben in einer Gesellschaft, die sich in eine Marktgesellschaft transformiert hat. Trennte man vor zwanzig Jahren noch strikt zwischen Gesellschafts- und Wirtschaftsform eines Lebensraumes, so fällt heute beides weitgehend zusammen. Das stellt der Harvard-Philosoph Michael J. Sandel¹ fest, wenn er meint, dass vormalig rechtens von Marktwirtschaft gesprochen werden konnte, die ihre Werte von außerhalb derselben bezog, heute jedoch die gesamte Gesellschaft vom Marktgedanken durchdrungen sei. Dieser Wandel vollzog sich heimlich, still und weithin unbemerkt.

¹ Vgl. *Der Spiegel* vom 12.11.2012.

In früheren Zeiten war Altern noch eine Selbstverständlichkeit, auch wenn man *das Alter* nicht so selbstverständlich erreichte. Heute erscheint und belastet uns das Alter als kalkulierbare und hochbeladene Problemphase. Gleichzeitig erreichten »im Westen« noch nie so viele ihr gegenwärtiges Alter, und man konnte noch nie zuvor mit solch hoher Wahrscheinlichkeit dem Erreichen eines »biblischen« Alters entgegensetzen. Aber auch die vergleichsweise junge Altersstufe von 60-*plus* wird anwachsen. Um das Jahr 1950 lebte z.B. in Europa nur rund ein Drittel jener Zahl an über 60-Jährigen, die Bevölkerungsstatistiker für das Jahr 2050 erwarten.

Die Überalterung der europäischen Gesellschaft als Ausfluss einer sich fortwährend wandelnden Demographie wird derzeit noch etwas abgemildert durch den Umstand, dass der Zweite Weltkrieg vielen jungen Soldaten das Leben kostete und der Erste Weltkrieg sowie die Wirtschaftskrise der 1930er Jahre mit einem drastischen Geburtenausfall einherging, sodass derzeit für die sozialen Sicherungssysteme das demographische Gefahrenszenario noch in die Zukunft verschoben wird. Dennoch werden wir ihm sicher nicht entkommen.

Dabei kann der Staat auf ein grundsätzlich stabiles System zurückgreifen. Das sogenannte Umlageverfahren hat sich in historischen Finanzkrisen bestens bewährt, das gilt vor allem für die Sozialversicherung (erstmalig) zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Man vergegenwärtige sich nur die Wirtschafts- und Bankenkrise von 1929, das Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1945 und die weltweite Ölkrise der 1970er Jahre.

Man spricht mitunter vom Vertrauenswettbewerb, der zwischen Kapitalmarkt und Politik stattfindet, und davon, dass der Kapitalmarkt ebenso »demographiesensibel« sei wie das Umlagesystem. In vielen Ländern fand jüngst eine Sozialisierung des Börsenrisikos statt. Aber an den Weltbörsen geht bekanntlich kein Geld verloren – es wechselt nur den Besitzer. Dies gilt es zu bedenken, wenn in politischen Zirkeln Finanzierungsmodelle künftiger Pflegeversicherungen angedacht werden.

Und Sozialpolitik hat wieder an Bedeutung gewonnen! Nachdem mehrere Jahrzehnte lang auf der Agenda der Regierungspolitiken die Wirtschafts- und Standortpolitik an oberster Stelle rangierte, dreht sich das Roulette nun zugunsten der Sozialpolitik – wenn auch nicht mehr in jene Richtung, die sich nach 1945 in Deutschland und Österreich bewährt hatte.

Das Ergebnis einer gelingenden Sozialpolitik wird häufig nach dem Kriterium der *gefühlten* sozialen Sicherheit bemessen. Indessen, nichts ist so beständig wie die Ungewissheit. Der Wohlstand erweist sich als unbeständig, und die mächtigsten Feinde sozialer Kontinuität sind Krankheit, Invalidität, Alter und Arbeitslosigkeit.

Die in Turbulenzen geratene Weltwirtschaft hat den Wohlfahrtsstaat in Europa – wie in den 1970er Jahren – in Frage gestellt. Dazu kommt, dass sich Weltwirtschaft und Wohlfahrtsstaat nicht etwa ergänzen, sondern gegenseitig stören.

2 Vgl. u.a. Alva und Gunnar Myrdal: Die Romantik der Rationalität. Social Engineering in Schweden. Bielefeld 2010.

Diese These² des schwedischen Ökonomen Gunnar Myrdal, wonach von der Verfestigung des Wohlfahrtsstaates und der systemisch von ihr bedingten Flexibilitätsminderung der Außenwelt gegenüber eine Tendenz ausgehe, welche der internationalen Desintegration Vorschub leiste, wurde bisher zwar nicht widerlegt. Sie begründet aber keine Pläne zur Verbesserung des durchaus anpassungsfähigen Sozialstaates.

ALTERN IM FINANZKAPITALISMUS

Die kurze Geschichte der kapitalgedeckten Altersvorsorge verlief durchaus ruhmlos. Wir erinnern uns – wenn auch mit Erschrecken – an den Zusammenbruch des chilenischen Pensionsystems, nachdem unter dem Einfluss des US-Ökonomen Milton Friedman, dem Diktator Augusto Pinochets und der Administration des Ministers José Pinera 1981 das Zwangssparsystem mit Kapitaldeckung eingeführt worden war.

Ebenso unvergessen sind die Folgen für Anleger bei der Barings Bank, nachdem der Derivatehändler Nick Leeson 1995 durch Risikospekulationen den Zusammenbruch der ältesten britischen Investmentbank ausgelöst hatte.

Die Altersvorsorge, so wird uns versichert, gedeihe im Finanzkapitalismus besser als im Sozialstaat, da sie für die Zukunft angelegt und deshalb dort besser aufgehoben sei, nämlich dank des Handels mit Optionen, also Wertgutscheinen für die Zukunft. Es gehe lediglich um die (politische) Steuerung dieser *Zukünfte*, damit der Wechsel der Generationen ohne Bürgerkrieg und friedlich vonstatten gehen könne.

Zudem sei ja der Krieg in der Finanzwelt bereits zugange, und daher gelte es bereits jetzt, Kontinuität und Währungsstabilität durch politische Maßnahmen durchzusetzen und über Interventionen abzusichern.

Die globale Finanzkrise könne nur eine nachhaltige »Steuerung der Finanzmärkte« bewältigt werden, so das Experten-Mantra. Weil die Kapitalverwertung unvermeidlich Spekulation nach sich ziehe, sei stattdessen eine Gemeinwirtschaft mit humanitärer Orientierung ins Visier zu nehmen. Lassen sich Vorgänge auf den Finanzmärkten aber überhaupt politisch kontrollieren?

»Sind es die Finanzmärkte, die auf die Realökonomie reagieren, oder verhält es sich umgekehrt? Sind es reale Erwartungen, die die Papiergeld-Bewegungen steuern oder ist es die Finanzwelt, die konkreten Erwartungen ihre Form verleiht?« Das fragt die italienische Soziologin Elena Esposito,³ und diese Frage erweist sich sogleich als doppelbödig, denn man muss den Finanzmärkten eine hochgradige und multiple Selbstreferenz zusprechen. Die Zukunft des Anlagehandels, der ja eben mit Zukunft – mit Renditechancen – wirtschaftet, hängt weitgehend von den Erwartungen der Anleger ab, die jedoch – bedingt durch die hohe Volatilität der Derivate – inzwischen alles andere als optimistisch zu sind.

Der Handel mit Derivaten entzieht uns Gestaltungsmacht über die Zukunft, so wie jedes selbstreferenzielle Handeln.

So eindringlich wie noch nie seit Paul Lafargue im 19. Jahrhundert macht Esposito darauf aufmerksam, dass wir einem Atavismus huldigen, wenn wir glauben, Güter, Dienstleistungen, Gewinne und Verluste seien die Essenz des Wirtschaftlichen. Tatsächlich ist es die Zeit, mit der die Wirtschaft handelt. Den einen wird sie, die Zeit, genommen, anderen wird sie gegeben. So ließe sich der wirkliche Antagonismus, der Arbeiter und Kapitalisten trennt, zeitgemäß bestimmen.

Wer verliert nun die Zeit, die wir gewinnen? Und wie lassen sich die Mechanismen der Real- und Finanzwirtschaft wirklich erkennen?⁴

Mitarbeiter des jüngst verstorbenen Robert Kurz⁵ haben bezüglich stillschweigender Vor-

3 Elena Esposito: Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwelt und Gesellschaft. Heidelberg 2010. Esposito promovierte bei Niklas Luhmann und studierte bei Umberto Eco.

4 Vgl. auch: Dirk Baecker: »Gott rechnet anders. Das Risikokalkül des Kapitalismus und der Fingerzeig des Unbestimmten«, in: *Lette International*, Ausgabe 84, Frühjahr 2009. Baecker lehrt Soziologie an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen.

5 Vgl. Robert Kurz: Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 2012.

aussetzungen von Zukunftsgeschäften die bedenkenswerte These entwickelt, es würden »immer größere Portionen an zukünftigem, fiktivem Wert in die Gegenwart gepumpt«. ⁶ Lässt man erst einmal die Frage nach der Verantwortung für künftige Generationen beiseite, stellt sich unbarmherzig eine andere: Wodurch unterscheidet sich solche »Steuerung der Ungewissheit« von Gefangenschaft?

⁶ Ernst Lohoff und Norbert Trenkle in einem Interview mit dem Internet-Magazin *Telepolis* vom 01., 02. und 06.08.2012

US-PENSIONS-FONDS UND NEUER NEW DEAL

Wegen der langfristigen Vermögensansammlung sind Pensionsfonds bedeutende Anleger auf den Kapitalmärkten. In den USA wurde mit American Express bereits etwa um 1870 der erste Pensionsfonds gegründet. Die allzeitige Möglichkeit, das Vermögen von einem Fonds auf andere zu übertragen, leitet sie an, kurzfristige Renditen abzuwerfen. Seit der Errichtung von Pensionsfonds fließen zunehmend auch die Spargelder der Bevölkerung in die Kapitalmärkte. Die zumeist sehr hohen Umschichtungen der fondsgebundenen Kapitalanlage, bedingt durch kurzfristige Renditeinteressen und Wettbewerb, führten schon mehrfach zu größeren Verwerfungen auf den internationalen Kapitalmärkten.

Pensionsfonds halten – Schätzungen zufolge – weltweit Werte von über 20 Billionen Dollar in Anlagen und übertreffen damit alle anderen Investoren wie Versicherungen, Währungsreserven, Hedge Fonds und andere Vermögensanlagen. Aber sie sehen sich – trotz neuer Bilanzregeln – auch mit ungedeckten Pensionsverpflichtungen in der Höhe von rund 2,5 Billionen Dollar konfrontiert. Die *Financial Times* berichtete im Jänner 2011 von massiven Kürzungen bei Dienstleistungen. Die Fonds entpuppten sich als strukturell unterfinanziert, und zwar in einer Größenordnung von mehreren Hundert Milliarden Dollar. Die wenigen europäischen Pensionsfonds sind in den Niederlanden konzentriert.

Die US-amerikanischen Pensionsfonds übernehmen inzwischen regelrecht staatliche Vorsorgefunktionen, und diese in Konkurrenz stehenden Sicherheitsagenturen gehen einher mit einer beschleunigten Ressourcennutzung auf Kosten der Zukunft. Man versucht gewissermaßen, die Gegenwart auszudehnen.

Die Gegenwart zeigt sich als doppelt bestimmte Epoche. Einerseits ist Optimismus in Bezug auf neu zu erschließende Märkte wie im frühen 20. Jahrhundert berechtigt. Andererseits tobt weltweit ein harter Verteilungskampf, der zum Beispiel einen Teil der Pharmaindustrie dazu verleitet, unter ein und derselben Arzneimittelbezeichnung, etwa in Brasilien andere Dosierungen zu importieren als in Europa – um in den BRIC-Staaten höhere Handelsspannen zu erzielen. Ursache für diese Marktverschiebungen sind – neben der US-Gesundheitsreform – die Prosperität der BRIC-Staaten. Die Folge sind Engpässe bei der Belieferung europäischer Krankenanstalten mit Arzneimitteln und Medikamenten, weil – so überraschend es klingt – die industrielle Produktion der Pharmawirtschaft dem Nachfragebedarf nicht nachzukommen vermag.

Der Sozialstaat möge uns daher vor Fortschrittsutopien bewahren: Fortschritte werden bekanntlich stets nur von Historikern wahrgenommen und fast nie von jenen, die dem vermeintlichen Vorwärtsgang unterworfen sind. Junge werden in Umstände hineingeboren, Alte nehmen sie binnen kürzester Zeit für gegeben. Daher gibt es keine Dankbarkeit, sondern nur verbitterte Gereiztheit, wenn aus irgendeinem Grund die neuen Bequemlichkeiten ausbleiben. Um es mit Aldous Huxley auszudrücken: »Die Menschen verbringen ihre Zeit nicht damit, Gott für Automobile zu danken. Sie fluchen bloß, wenn der Vergaser verstopft ist.«

DIE KOMPETENZ DES DORFES

ZUR PERSONALISIERUNG DES WORLD WIDE WEB

Ziegen. Viele. Und Hühner – weiter hinten beim Schweinestall. Weit und breit um diese Uhrzeit kein Mensch. Es ist Sonntag früh um sechs. Ich weile zurückgezogen auf einem Bauernhof, dem Institutsalltag entflohen, um konzentriert zu arbeiten. Niemand kennt die Adresse, mein Telefon ist stummgeschaltet. Das unermessliche produktive Potenzial nicht abgelenkten Arbeitens *in the flow* ist förmlich mit Händen zu greifen. Der Kaffee ist heiß, die Luft kühl, und die Gedanken scharren mit den Hufen.

Ich halte mein Pad schräg am ausgestreckten Arm in den Morgenhimmel, um die ländlichen Ausfransungen des mobilen Internets zu erwischen – muss nur mal eben einige E-Mails abfragen. Mein Postfach zeigt 37 neue Nachrichten seit meinem letzten Blick hinein gestern Abend. Die erwartete ist offenbar nicht dabei, aber ein Kollege fragt um Rat, ein neues Journal sucht gerade mich als Editor, ein Bekannter hat geheiratet und schickt Bilder, viele Bilder, die sich bytewise auskristallisiert auf raureifüberzogenen Wellen durch den frostigen Morgen quälen. Mein Arm erlahmt. Schließlich leite ich einige dringend klingende Anfragen weiter, gratuliere hier, kommentiere dort und suche den neuesten Stand einer länger laufenden Diskussion im dazugehörigen Blog. Dort haben sich Spam-Kommentare gesammelt, die sich rasch löschen lassen – ein Einwurf ist allerdings darunter, der wahrscheinlich den Kern trifft. Den kopiere ich in die To-Do-Liste. Wikipedia klicke ich für eine Sekundärinformation erst nach schamhaftem Blick über die Schulter, bei Twitter braut sich ein Shitstorm gegen mein Alter Ego zusammen, meine Facebook-Freunde scheinen sich zu hassen, und meine Frau will wissen, ob meine Arbeit vorankommt.

Kommt sie nicht!

Es ist Mittag, als ich mürrisch einen Bleistift spitze und den ersten Schluck eiskalten Kaffees nehme. Mein Pad macht klimpernde Geräusche – E-Mails treffen ein.

Was für eine Verschwendung von Energie und Lebenszeit. Stundenlanges Wühlen in den Katakomben des weltweit tyranisierenden Webs behindert ganz offensichtlich das produktive Arbeiten (nein, wir sind nicht multitaskingfähig) und scheint dieses in nicht seltenen Fällen gar vollständig zu ersetzen. An die Stelle des Nachhorchens tiefer Gedanken, die sich assoziativ im Schreibprozess und dem diesen begleitenden Recherchieren ent-

falten und verzweigen, ist das eilige, oberflächliche Klicken durch Belanglosigkeiten getreten. Google-gestütztes Halbwissen und der Lärm unzähliger irrelevanter Plappereien aus höchstwahrscheinlich inkompetenter Quelle sind die Basis der Cut&Paste-Kultur, die sich mittlerweile aus der virtuellen ww-Welt herausschleicht und bis in die Printprodukte vordrängelt. Ganze Zeitungsartikel werden rein maschinell aus Pressemitteilungen zusammenfabuliert, und die wehrlose Menschheit wird über Twitter mit Information des Tiefgangs »Habe Hunger, esse jetzt« geflutet – zigmillionenfach pro Minute. Das kostet abenteuerlich viel Strom – und teuflisch viel Zeit.

Wir sind über elegante und verführerisch einfache Schnittstellen permanent an das System angedockt und gewähren diesem erstaunlich hohe Priorität. Unsere Sinne fokussieren selbst während des Candlelight-Dinners auf die Displays von mobilen Internet Access Devices (IADs) wie Smart Phones, Laptops und Tablet-Computern.

Ein guter Grund, in den altersgerecht anschwellenden Bocksgesang aus tiefem Kulturpessimismus einzustimmen: »Und niemand liest heute noch Bücher.«

INTERNET, WEB UND DIE VERFLUCHTEN SOZIALEN MEDIEN

Tatsächlich ist aber das Internet nichts mehr als eine technische Infrastruktur zur Verteilung elektronischer Daten und nichts weniger als hochintelligent ausgeheckte Technik, die diesen Datenaustausch revolutionierte. Noch vor knapp dreißig Jahren waren die Werkzeuge im Internet für Laien kaum handhabbar, bis die langsamen, unhandlichen und komplexen Prozesse durch das von Tim Berners-Lee 1989 entwickelte World Wide Web (bestehend aus der Seitenbeschreibungssprache HTML, dem Transferprotokoll HTTP, der Adresssystematik URL, dem ersten Browser und dem ersten Server) wesentlich vereinfacht wurden. In der Folge wurden bekannte Offline-Kommunikationstechniken in das Web übersetzt: Dem gewöhnlichen Schriftstück entspricht eine Website, ein Brief wird zur E-Mail, ein Fax zum E-Mail-Attachment, Bibliotheken finden sich in Daten-

banken, und der Kontoauszugdrucker weicht dem Banking-Portal. Von einem Hilfsmittel zum Ansehen und Verknüpfen von Inhalten im Internet evolviert das Web in den Folgejahren zum Werkzeug zur Interaktion mit personalisierten Inhalten – dem Web 2.0. Die nutzerabhängige Darstellung von Inhalten und die neuen Möglichkeiten der Kommunikation von Nutzern untereinander führen zur Einführung von Beziehungsangaben zwischen Nutzern und zur Subjektivierung von Inhalten. Werkzeuge sind nicht länger Kopien von Werkzeugen aus dem »wirklichen Leben«.

Die Beziehungen zwischen Individuen werden aber nach wie vor mit Begriffen belegt, die dem sozialen Offline-Leben entlehnt sind: Begriffe wie *social, friend, group, follower, hangout* etc. besitzen im Netz erweiterte oder verschobene Bedeutungen, die, wenn nicht vollständig verstanden, zur bekannten Überbewertung und Dramatisierung der Relevanz von Interaktionen im Web führen. Im dynamischen Web 2.0 verlieren Inhalte ihre Statik und in der Folge an Autorität – das Sprachengewirr wird babylonisch.

Das ganz große Schreckgespenst dabei ist Twitter. Dieser Dienst, der das Versenden von bis zu 140 Zeichen langen Kurzmittteilungen erlaubt, gilt gemeinhin als Inkarnation der weltweiten Verdummung, werden doch dort privateste Belanglosigkeiten ungerichtet in die Welt gesandt. Entscheidend ist hier aber doch: Die Technik trifft keine Schuld. Niemand wird gezwungen oder animiert, über Twitter Unfug abzusetzen oder diesem zu folgen.

Tatsächlich sinkt im Social Web aufgrund der Einfachheit, Schnelligkeit, Eleganz und Omnipräsenz der Kommunikationsplattformen und Tools aber die Barriere für Kommentierung und Partizipation. Das wird durch die 2007 von Apple mit der Einführung des iPhone angestoßene Revolution der mobilen Telefonie und das resultierende Zusammenführen von Techniken, Inhalten und Kommunikationsformen web-basierter und telefonie-basierter Verfahren weiter beschleunigt. Die mit dem in der virtuellen Welt zu beobachtenden Verschwinden der natürlichen Kommunikationsbarrieren der Offline-Welt ständig zunehmende Belästigung – und ihre Abwehr – nimmt immer mehr Zeit in Anspruch und führt zur Abwanderung von Lebenszeit ins Internet.

DAS NEUE LEBEN IM VIRTUELLEN DORF

Heute zeichnen sich bereits die Eigenheiten des nächsten Web ab, die sich zwangsläufig aus dem Data-Overflow (der nicht mit einem Informations-Overflow zu verwechseln ist) ergeben. Während alle bisherigen Formen des Web zweidimensional waren (Punkte, Seiten, Inhalte, Personen usw. werden miteinander verknüpft), wird das Meta-Web (auch bekannt als Semantisches Web oder, natürlich, Web 3.0) dreidimensional sein. Es wird Inhalte nicht nur verbinden, sondern weiter personalisieren, filtern und aus dem Rauschen von Kommunikationsdaten neue Informationen zusammenführen – ein Vorgang, der als Data-Mining bezeichnet wird. Ansatzweise geschieht dies bereits heute: Wenn jemand auf Twitter schreibt: »Ich habe Kopfschmerz«, dann ist die Relevanz gering. Wenn sich solche Aussagen (und ähnliche wie »Ich habe Fieber«, »Mir ist schlecht«) aber lokal häufen, dann lässt sich eventuell die Entstehung und Ausbreitung einer Grippe beobachten. Die üblichen Plappereien – »Hier scheint die Sonne« »Es regnet seit drei Tagen« – können, wenn sie gehäuft auftreten, lokalisiert und ausgewertet werden, den Wetterbericht ergänzen. Im Meta-Web wird dies geschehen. Ferner werden Inhalte, Schreibverhalten, Verknüpfungen, Kommentierungen, Folgeverhalten usw. zu Kompetenzprofilen verarbeitet. Damit wird gegen eine große Schwäche des Web angegangen: die Unsicherheit über Kompetenz und thematische Autorität. Im Social Web 2.0 ist die Verwendung von Avataren, Schein-, Doppel- oder Ersatzidentitäten üblich. Die große Bedeutung von Kompetenz und persönlicher Autorität wird in Zukunft den Wert der realen Identität auch im Web erkennen lassen. Schon jetzt ist ein Trend zu Klarnamen im Social Web zu beobachten, und Facebook fordert sie für seine Nutzer explizit.

Persönliche Identität, Autorität und Kompetenz werden Kernthemen des Meta-Web sein. Kombiniert mit Technologien der Lokalisierung wird das Web zum virtuellen Dorf mit »persönlich bekannten« Nachbarn. Und dann wird das Datenrauschen leiser, und die Mühe, persönlich Relevantes von nicht Relevantem zu unterscheiden (um dann auch über das Web real sozial zu interagieren), wird vom Web aufgebracht. Nicht vom überforderten Nutzer. Auf einem Bauernhof. Im Winter.

DER NAGER IM TRESORRAUM

In dieser Betrachtung sollen jeweils zwei Bilder miteinander verglichen werden, und zwar weit voneinander entfernte: zum einen das virtuelle Bild eines *mail account* mit dem höchst sinnlichen eines staubigen Dachbodens, zum anderen ein alter, heruntergekommener neapolitanischer Palazzo mit jenem gut bewachten Kellerraum der Londoner *Square Mile*, den kaum jemals ein Mensch zu Gesicht bekommt. Ihre Gegenüberstellung mag im Kleinen wie im Großen auf einige Veränderungen hinweisen.

Auf dem Dachboden findet sich eine altertümliche Schuhkiste, oder war sie für Hüte bestimmt? Der Karton wirkt wie lackiert, seine Kanten sind mit dünnen Metallbändern verstärkt. Im Inneren liegen mit bunten Bändern zusammengebundene Briefbündel. Ihre Poststempel weisen sie als alt aus. Die farbigen Stofflitzen sind zu ausladenden Schleifen gebunden, die sich leicht lösen lassen. Es zeigt sich, wie die lang vergangene Mühewaltung beim Öffnen nachwirkt. Allerdings, der Eindruck mag entstehen, hier werde eine Art Siegel gebrochen, da die Briefpakete vermutlich bleiben sollten, wie sie sind. Die sorgfältig verfassten und grafisch liebevoll gestalteten Texte, die für so lange Zeit in den Briefumschlägen eingeschlossen waren, sind ergiebig. Es ist eine Korrespondenz zwischen zweien, in der aus beinahe übersteigert anmutender Zurückhaltung die handelnden Personen nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet werden. Die Themenpalette ist streng erotisch. In diesen Briefen wird geworben und die Werbung abgewogen. Es finden sich zärtliche, in Sprache gefasste Liebkosungen, brüske Zurückweisungen, die ein zweideutiges Spiel vermuten lassen, und die eine oder andere wohllosierte Unverschämtheit. Schreiberin und Schreiber sind längst verstorben, die Reflexionen aber blieben auf dem Papier erhalten, auch nach dem Verlöschen ihrer Urbilder. An einer Korrespondenz teilhaben zu dürfen, die zwischen unendlich

weit entfernten Menschen geführt wurde, bringt einen bedeutenden Reiz des geschriebenen Wortes in Erinnerung, da es eine Brücke schlägt, oder zumindest zu schlagen scheint, in nichts weniger als das Reich der Toten.

Solch eingestaubte Kartons finden sich nicht in *mail accounts*. Das älteste deutsche E-Mail ist dreißig Jahre alt, es begrüßte deutsche Forscher im Netz einer US-amerikanischen Universität. In den frühen E-Mails finden sich neben Sonderzeichen ebenso Kürzel, die aber keinem hochverfeinerten erotischen Schamgefühl folgen, sondern lediglich darauf verweisen, in welcher geistiger Nähe zu Programmiersprachen diese Texte verfasst wurden. Der erste elektronische Brief ist eine einzige ermüdende Floskel. Wäre er ein Stück Papier, er wäre längst zerrissen. Es gibt noch ältere elektronische Korrespondenzen, aber werden sie aufbewahrt? Lohnt dies überhaupt? Abgesehen davon müssten sie ausgedruckt und in ein Archiv gegeben werden, das dieser seltsamen Sammlungstätigkeit dient, denn in ihrer eigentlichen Substanz, dem elektronischen Impuls, halten sie nicht lang. Zum einen, weil sich die Bänder oder Magnetspulen, auf denen sie gespeichert sind, mit den Jahren recht schnell entmagnetisieren, zum anderen, weil die Maschinensprache sich wandelt und alte Ausdrucksweisen aufwendig übersetzt werden müssten, was nicht immer möglich ist. Manches ist bereits nach zehn Jahren unlesbar geworden. Ein Grund, weshalb Archivare nach anfänglicher Begeisterung heute den Digitalisaten recht distanziert gegenüberstehen.

Die Lage hat sich damit für die Liebenden geändert. Sie brauchen den neugierig kritischen Blick der Enkel nicht mehr zu fürchten. Da die Liebe zunehmend angebahnt wird von der riesigen Kupplerin des weltweiten Datennetzes, sind in diesem unzählige elektronisch verfasste Schwüre in Umlauf. Auch hier soll umgarnt werden, es wird zurückgewiesen und zugleich aufgefordert, es gibt die getippte »kalte Schulter«, und es gibt ent-



Scheckgebirge im Keller-Archiv des Palazzo der Banco di Napoli

waffnende, peinlich berührende Geständnisse von den in Liebeswirren Verzweifelten. Wechseln die Liebenden ihren Mail-Anbieter, kaufen sie sich einen neuen PC oder vollziehen sonst irgendeinen jener profanen Akte, die nur trivialen Erwägungen geschuldet sind, so gehen all die geschriebenen Schlingen und Schlaufen, mit denen das begehrte Objekt eingefangen werden sollte, verloren. Und dies unwiederbringlich und für immer.

Nun gibt es wesentlich Bedeutsameres als Eros: Geld. In einem jener tagebuchartigen Filme hat Jonas Mekas seinen Weg mit Giuseppe Zevola in das Archiv der Banco di Napoli gefilmt. In den verwinkelten Räumen des alten Palazzo türmen sich die Regale bis unter die Decke und verformen die einst großzügigen Räume zu einem Labyrinth aus engen Gängen. In einem der Räume haben die ermatteten Archivare aufgegeben und auf eine Regalsortierung verzichtet. In diesem Raum türmt sich ein mannshoher Haufen aus vergilbten Papierbündeln. Ebenso wie die Sandhaufen auf Baustellen gerne Gebirgsformationen imitieren, läuft dieser Blätterberg an seinen Flanken sanft aus und bedeckt den größten Teil des Fußbodens. Giuseppe Zevola nimmt ein kleines Pappschildchen, das am Fuße des Berges liegt, liest es vor und zeigt auf den Haufen. Dies seien die Schecks der Jahre 1701 bis 1725. Ein kurzer Zeitabschnitt in der Geschichte der jahrhundertealten Bank. Dieser Schatz aus uralten Verbindlichkeiten sei leider bedroht, da die Mäuse Neapels sich angewöhnt hätten, die Schecks aufzufressen. Eine eigentümliche und vermutlich wenig nahrhafte Diät jener Nager. Die Bank sah sich gezwungen, Katzen zu beschäftigen.

Die Reisegruppe begutachtet die dreihundert Jahre alten Zettel und kommt nicht umhin, die Handschriften zu bewundern. Mit erstaunlicher Präzision wurde hier die Feder geführt,

die Schwünge bilden teils vollendete Kreise, teils makellose Ellipsen. Eine solche Handfertigkeit mag heute allenfalls noch bei Porzellanmalern gefunden werden, sofern sie nicht längst ihren Job an noch genauer arbeitende Maschinen verloren haben. Für den Inhalt der Zettel jenes Scheckgebirges kann sich keiner der Besucher erwärmen. Sie ziehen weiter und beginnen, mächtige Folianten aus den engen Regalreihen hervorzuziehen. Auch diese sind allenfalls formal bemerkenswert. Die endlosen Zahlenreihen der in ihnen notierten Buchungen wurden im fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mit der stets gleichen überraschenden Genauigkeit eingetragen, bei der keine Zeile sinkt oder steigt und die Reihen immer gleich lang scheinen. Auch den Schreibern der vergangenen Jahrhunderte scheint dabei nicht wenig langweilig gewesen zu sein, weshalb die halbherzig blätternden Besucher erfreut *doodles* in den alten Büchern entdecken, also an den Rand gezeichnete Figürchen, die teilweise meisterlich ausgearbeitet wurden. Ein Mitarbeiter des Archivs erklärt, die Einträge in den Büchern sind nicht selten von bedeutenden Künstlern vorgenommen worden. So jagen die Besucher durch die schweren und speckigen Seiten der teils meterdicken Bücher, auf der Suche nach dem nächsten gelangweilten, aber kunstvollen Gekritzel. Für die Zahlen interessiert sich niemand. Selbstverständlich nicht.

Wozu könnte ein solches Archiv, faktisch ein ganzer Palazzo, angefüllt mit uralten Schuldverschreibungen, Gutschriften und Wechseln und der einen oder anderen Fehlbuchung, heute noch gut sein? Ein sorgfältiger Forscher könnte einen Promi entdecken. Etwa den Kontostand Mozarts dokumentiert finden. Mit viel Glück und akribischer Analyse der erhaltenen Korrespondenzen des Genies könnte dann womöglich aufgedeckt

werden, wie dieses ungeachtet eines optimalen Kontostandes einen Bankrott vortäuschte oder, umgekehrt, ein Vermögen erlog, wo sich nur Schulden befanden. Eine ungefähr mausgroße Sensation, die kaum darüber hinwegtäuscht, dass die Zettel weitgehend bedeutungslos geworden sind. Futter für theophage Nagetiere eben. Und allen Beteiligten ist dies wohl auch bewusst. Nur, soll ein sechshundert Jahre alter Foliant achtlos weggeschmissen werden?

Irgendwo, versteckt wie die Höhle des Ali Baba, befindet sich unter dem Londoner Finanzdistrikt das heutige Gegenstück zu dem neapolitanischen Archiv. Jener Computerraum, der so virtuell wie ein *mail account* ist, da er zwar stofflich aus blinkenden Servern und deren laut schnurrenden Ventilatoren besteht, diese aber nicht seine eigentliche Substanz ausmachen. Seine Substanz sind die enormen Buchungen, die Milliarden von Giral- oder Quasigeld, das hier blitzschnell hin- und hergeschoben wird. Anwächst und dahinschmilzt und schließlich durch Löschung einer Schuld sogar spurlos verschwinden kann, ohne je das Glück erfahren zu haben, von einem gelangweilten, aber äußerst talentierten Grafiker in einen Folianten geschrieben zu werden. Was hier steht, ist nur ein Elektroimpuls und kann per Mausclick verschwinden.

Diese Substanzveränderung der Buchstände vom Tinteneintrag zum Elektroimpuls hat zu dem bekannten tiefgreifenden Wandel des Handels geführt, der seinen letzten Auswuchs im *algo trading* hat. Hier werden in Bruchteilen von Sekunden aus minimalen Zinsdifferenzen durch Umbuchungen gigantische Gewinne erzielt, und die Rechengeschwindigkeit ist damit zum uneinholbaren Wettbewerbsvorteil geworden. Ganz abgesehen von den bedenklichen ökonomischen Folgen für das Gemeinwesen, wandelt sich damit klammheimlich auch das Verhältnis zur Schrift. Zwar gibt es auch heute noch jene Hochhaustürme, angefüllt mit Buchhaltern, die innerhalb einer bestimmten Frist

die Transaktionen verbuchen müssen, welche zuvor am Parkett mit einem Fingerzeig getätigt worden sind, und jene Rechnungsführer müssen auch die summierten Ergebnisse des *algo trading* nachträglich eintragen – aber dies geschieht mit Sicherheit an einem PC. Womit selbst die sorgfältigste buchhalterische Nachbearbeitung des wilden Tradertums in ihrer Substanz bloßer Elektroimpuls ist, und somit die Welt in der Millisekunde einer Entmagnetisierung davon befreit werden kann. Und überhaupt alles, was von dem milliardenköpfigen Arbeitsheer der Computermaschinisten in einem Jahr geformt wird, seien es Mails persönlichsten Inhalts oder staubtrockene Buchungen, kann spurlos verschwinden. Es muss dann in der opulenten Fülle seiner fleißigen Produktion späteren Generationen nicht mehr zur Last fallen, und es kann möglicherweise die Gegenwärtigen zu neuen, bislang unbekanntenen Formen der Leichtfertigkeit inspirieren. Ob dieser Wandel im Verhältnis zur Schrift Fluch oder Segen ist, wird sich zeigen. Die Mäuse Neapels zumindest werden es bedauern: Sie verlieren eine Nahrungsquelle.

STEFFEN LANGENHAN

MACH MIT, MACH'S NACH, MACH'S BESSER **EINE ZUMUTUNG**

In den informatorisch ausgeschabten Höhlungen zeitgenössischer Akteure regiert der Mangel im Angesicht des Übermaßes. In der Mitte ist ein Loch, in das die Klagelieder schallen, auf dass sie keiner hören kann, der sich in knochenstolzer Lust an Unzulänglichkeiten labt. Die anderen entschlüpfen, wenn ihnen der Taktstab der Taktik im Spielfeld schon am Brückenkopf erbricht, weil sie der sich einstellenden Monotonie nach den Überquerungen und Querungen der Hürden und Probleme unsagbar müde sind. Aber sie bleiben hellwach und wachsam am Ball und geben sich die Blöße lieber vor sich selbst, als dass sie fremden Freunden mit zu viel Nähe die Krawatten verschmieren oder die Kleidchen beflecken. Schließlich soll ja auch ihre Tarnung weiterhin als Stützstrumpf der Authentizität funktionieren, da braucht's das Team als Spiegel, vor dem der Spieler sich einrichtet und ausstaffiert, um sprechen zu können, wie es die Ohren und Augen befehlen, während sie durch die Köpfe rollen.

Schwer zu zählen, wie viele Augen und Ohren ein Kopf heute hat. Ja, man ist nie allein und immer einsam, wenn's ans Eingemachte geht. Von fernsten Ufern angeschwemmte Experten versprechen Linderung und lassen sich gern anstellen, um die überwucherten Neurogärtchen zusammen mit dem Zeitgeist zu beharken, damit sie schnell und bestens die Blüten liefern, mit denen man heute vor sich und aller Welt die verbrauchte Atemluft bezahlt. Verkapselt in weitschweifiger Beredsamkeit, tanzen außen die Puppen um die Binnenverpuppung, und der performative Kenntnisreichtum verspricht sprechend, die düstere Stille am Nervenwurzelstrand mit nie gehörten Vernunft hymnen zu überbränden.

Also ran an die Substanz und rein ins Integral! Wie sonst wird man sich besser los als durch Integration? Und wo kann man endlich »ich!« sagen, dass es klingt wie »Welt!« – im Integral der Unzeit, dem Dauerlauf durch Tag und Traum, in dem

jedes Jetzt vor Überfülle allen Zeiten strotzt. Ab jetzt ist immer jetzt. Kein Anfang, kein Ende, die Ewigkeit ruht sich nicht aus. Die Teilnehmer sind angehalten, nicht anzuhalten. Das große Ziel hat tausend Gesichter, wie die Akteure tausend Formeln haben, es zu formulieren. Und wenn es kein Geheimnis wäre, gäbe es nichts Neues, nie!

So bleibt man einfach trocken im Diskurs, spielt Sprachspiele und lässt die Zahlen erzählen, was den Wörtern fehlt, fächert Lösungen und Losungen auf und gratuliert sich zu Schärfe, Ein- und Umsicht in Sachen Komplexitätsausrichtung auf jeweilige Wünschbarkeiten, nein, Notwendigkeiten. Aber nichts ist so wendig wie die Not selbst, und die findet ihr Opfer auch an vielfältig funktionierender Geschmeidigkeit. Man kann auch zwischen schillernden Insignien vorgeblichen Glücks aus Platzangst kollabieren, denn sie fordern und fordern, wie all die Möglichkeiten, die sie mit sich bringen. Mach was draus, sonst wehe! und wisse: die Polizei bist du selbst, und: – dein Alibi! Denn dass die Reden Ausreden sind, und die Motivationen Tapeten rätselhaften Unbehagens oder unbedingte Zerrbilder Richtung Zukunft, dürfte bei aller Unverbindlichkeit selbst den wenigsten Traum- und Albraumtänzern am Eventhorizont einleuchten.

Weil uns die Worte fehlen, sprechen wir, nicht, weil wir was zu sagen haben. Und Angst ist die Mutter des Mutes der feingetunten Alltagsheldhaft – befeuert von Verlangen, das sich selbst nicht kennt und mit allen Sinnen alles frisst, damit es nicht verhungert, wenn es in Permanenz durchs wüste Weltlabor jagt, um Befriedigung zu sammeln, zum Verspachteln von Hirn- und Herzrissigkeit. Wir fehlen im großen Aufschlussreich, sind allenfalls anwesend als hautüberspannte Speicher-Medien, auf denen die eingebildeten Selbstrechtfertigungsressourcen und Wissensroutinen die Welt abgleichen und angleichen, um sie via Einschluss auszuschließen. Wir sind die

dichtende Software, die sich selber schreibt, ohne zu ahnen, dass ihr perfider Perfektionismus die Renitenz der Leere betont, in der diverse Vollkommenheitsvisionen die Orientierung verlieren, weil sie die Freiheit in die Knie zwingt.

Wissen macht dicht als Zwangsarbeiter. Bildung wird geschwätzig im Getreibe der notorischen Macher – stellt sie doch den Puffer, der die Wucht der allgemeinen Sprachlosigkeit abfängt und ins End-Eloquente überführt, wo die Hysterieturbine die Wörter in den Himmel der Selbstverständlichkeit entlässt, den zu bestaunen die inspirierten Aspiranten der großen Tat nicht müde werden, bestaunen sie doch sich. Es geht doch, versteht sich! Zumindest so lange, bis die Kurzzeit-Koalitionäre die Versammlung verlassen und ihre Restzeit zur Erziehung ihrer Wölfchen bei Yoga und Joghurt vernutzen. Und ohne Brut rüestet's sich doppelt gut gegen eventuelle Ausfälligkeiten fehlgeleiteten Strebens in Spielfeld und Umfeld – man weiß fast alles, aber man weiß ja nie.

Zu Hause im Trainingslager werden die Wunden zu Trophäen einer Kletterpflanze namens Exzellenz. Da blüht die kommende Schönheit im Licht olympischer Anstrengung – für etwas Festigkeit im vom Zeichensturm aufgepeitschten Bildermeer vor den zerklüfteten Abhängen der Schädelbasen. Von da aus geht's dann echtzeitgetrieben auf in den windigen Datenflug über die virtuellen Felder zu den Schaukämpfen der Wirklichkeiten, wo sich die Wahrheiten befeuern, wenn sie aus den porösen Häuptionen strömen, um Stellung zu halten und Standpunkte zu retten für die sicher geglaubte Existenzlogik mit ihrem Lust-Gewinn ausschüttenden Traumkanälen als Ersatzheil für die subtilen Qualen einer Präsenz in Absenz. Ein jeder ist sich selbst der Fernste, wo die Traumhaft die Mitstreiter protoplasmieren und sie so zu Vorläufern ihrer selbst generiert. Und wer alles werden kann, der kann nun mal nichts sein.

Du bist deine Zukunft und die schaut unerbittlich auf dich zurück – mit deinen Augen. Also nimm dich in Acht und misch dich ein, solange du dich raushalten kannst, sonst zerstückeln die Nervensägen der Weltbildordner und Leitkulturverpflanzter deinen Schwebebalcken zum Verfeuern im Imperativ des wärmenden Sonnenofens moralischster Moralen bestechendster Zahlen im Haus des großen Fortschritt-Schicksals-Bauens einer divenhaften Übererde, die, von fernsten Zeiten genialisch porträtiert, schon heute ihre Funktionsträger mit erhabenem Lächeln salbt und verführt – Hand in Hand mit dem kleinen Glück, das hart an der Sofakante – ganz zappelig – nach Ruhe forscht, bis irgendein Weckruf das Zeitfenster stutzt, weil eine verfensterte Zeit sich nicht selber putzt. Oder: das Pathos der Distanz beißt sich beim Kuschneln in den Schwanz.

Denn die schöne Aussicht modelliert grazil eine reizende Einsicht in die Pflicht und duldet nur diese als Ausrede fürs zeitweilige Ablegen von Fernrohr und Fernrohr vor ihrem zu ent-

hüllendem Schoß. Darüber lacht der ausgesperrte Tod sich tot, und die Sehnsucht nach Erfüllung quirlt ungerührt und un-nachgiebig im Trog der Überfüllung, in dem alle Zwecke sich zu bloßen Mitteln verdünnen und vielgesichtige Ordnungen aufmischen, bis sie der Antimutter Freiheit die Zunge lösen, mit der sich ihr Stiefkind – die Selbstverwirklichung – in Selbstbesprechung durch die Tage tröstet, wenn es nicht gerade irgendwo Entfaltung übt oder Erfahrungen sammelt, zur Ergänzung von Kursbuch und Trainingsplan, für einen Wettkampf um den am besten gespielten Frieden in distinguiertes Geselligkeit allgemeiner Mitstreiterei.

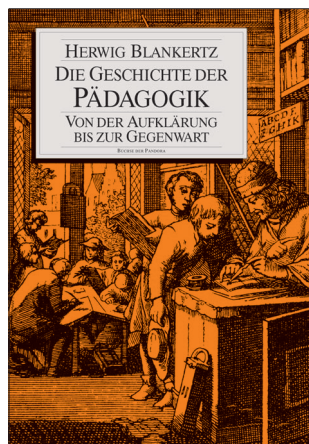
Authentisch ist nur noch das Schauspiel, man beachte auch das Publikum. Wir (um nochmals dieses Unwort zu benutzen) führen uns vor. Die Gefahr, sich dabei selbst auf den Leim zu gehen ist groß wie die gepriesene Achtsamkeit, die Schutz verspricht, so lange die Schieß-scharten nicht zwinkern. Der Sinn ist ein launischer Regisseur, der Unsinn ein niemals zu sättigender Produzent – vor lauter Bedeutung wächst die Bedeutungslosigkeit, die Bühne schmilzt. Alles ist verdächtig, weil die Selbstatomisierung den Anthropobündeln Fragwürdigkeiten entreißt, an denen die Tradition der Antwort endlich zerbricht und an denen selbst feinste Begriffskonzeptionen zu lallen beginnen. (Man kann ja mal reinlesen – im Sublimen ist der Teufel los!)

Das alles peitscht den Herzmuskel und lässt das Sensorium Dauerschichten fahren, damit über Wasser bleibt, was so gern anlanden will, während es durch einen Ozean von Orientierungen navigiert und giert, aber eigentlich kommt jedes Anlanden einem Untergang gleich, denn es kann ja nicht sein, dass etwas sein kann, wenn alles sein kann ... Weiter geht's: Vorbereitung ist alles und alles ist Vorbereitung! Nur: Glaub nicht, dass du erweckt werden wirst, denn dafür bist du zu wach!

... Zwischen zwei Gesichtern schaukeln heute ganze Weltenhaufen.

BÜCHSE DER PANDORA

PROGRAMM PÄDAGOGIK



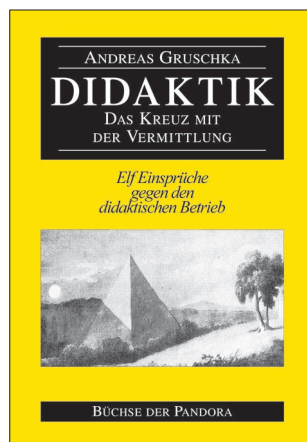
978-3-88178-055-1 18,00 EURO

**Wir werden schwach geboren,
wir bedürfen der Kraft;
wir werden hilflos geboren,
wir bedürfen der Fürsorge;
wir werden unwissend geboren,
wir bedürfen der Einsicht.
Alles das, was uns bei der
Geburt fehlt, wird uns durch
die Erziehung gegeben...
Was aber sind die Erwachsenen,
wenn nicht durch die Erziehung
verdorbene Kinder?**

Jean-Jacques Rousseau:
Emile oder über die Erziehung,
1762.



978-3-88178-766-6 38,00 EURO



978-3-88178-165-7 24,00 EURO



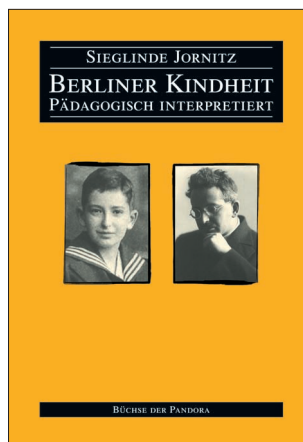
978-3-88178-164-0 32,00 EURO



978-3-88178-076-6 20,00 EURO



978-3-88178-088-9 20,00 EURO



978-3-88178-162-6 24,00 EURO



978-3-88178-094-0 14,00 EURO



978-3-88178-160-2 18,00 EURO



978-3-88178-161-9 32,00 EURO

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION
 Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
 Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestell-
 möglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter
www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« »Verlag« büchse der pandora

THOMAS KAPIELSKI, Prof., geb. 1952, lebt in Berlin als Schriftsteller, Bildender Künstler und Musiker. Letzte Buchveröffentlichung: *Neue Sezessionistische Heizkörperverkleidungen*. Frankfurt am Main 2012.

MANFRED MAENGEL, Dr., geb. 1952, lebt in Berlin als Schriftsteller und Technikphilosoph. Letzte Buchveröffentlichung: *Das Wissen des Kriegers oder Der Magische Operateur. Krieg und Technik im Frühwerk von Ernst Jünger*. Berlin 2005.

PETER STRASSER, Prof. Dr., geb. 1950, lehrt Politische Philosophie sowie Rechts- und Religionsphilosophie in Graz. Letzte Buchveröffentlichung: *Wie es ist, ein Philosoph zu sein. Strebers Erzählungen*. München 2012. *Kein Tag ohne Erleichterung*. Salzburg 2012.

REINHARD FALTER, geb. 1960. Historiker und Naturphilosoph in München. Leiter des Instituts für Naturphilosophische Praxis (INAP). Letzte Buchveröffentlichung: *Natur prägt Kultur. Der Einfluß von Landschaft und Klima auf den Menschen*. München 2006.

PETRA GEHRING, Prof. Dr., geb. 1961, lehrt Philosophie an der Universität Darmstadt. Letzte Buchveröffentlichung: *Parrhesia: Foucault und der Mut zur Wahrheit*. Berlin 2012.

ANGELA VON RAHDEN (Angela Spahr), Sozialphilosophin, Medienwissenschaftlerin und Publizistin in Berlin. Letzte Buchveröffentlichung: *Medientheorie. Eine Einführung* (hrsg., mit Daniela Kloock). 4. Aufl., Berlin 2012.

SEBASTIAN HENNIG, geb. 1972, Publizist und Bildender Künstler in Radebeul b. Dresden

CHRISTINA SCHÜES, Prof. Dr., Kulturphilosophin, lehrt Medizingeschichte an der Universität Lübeck. Letzte Buchveröffentlichung: *Philosophie des Geborensseins*. Freiburg i.Br. 2008.

RUDOLF MARESCHE, geb. 1954, lebt als Autor, Netzpublizist (*telepolis* u.a.) und Herausgeber von Büchern über Medien, Kultur, Politik und die Zukunft der westlichen Gesellschaft in Lappersdorf b. Regensburg. Letzte Buchveröffentlichung: *Raum – Wissen – Macht* (hrsg. mit Niels Werber). Frankfurt/Main 2012.

PARVIZ AMOGLI, geb. 1971 in Teheran, arbeitet als Essayist, Hörfunkautor und Vortragender in Berlin und Wien.

ALEXANDER SCHULLER, Prof. Dr., geb. 1934, lehrte Soziologie an der FU in Berlin und lebt dortselbst als Publizist.

THOMAS HECKEN, Dr., lehrt deutsche Literaturwissenschaft in Siegen und ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Pop. Kultur und Kritik*. Letzte Buchveröffentlichung: *Das Versagen der Intellektuellen. Eine Verteidigung des Konsums gegen seine deutschen Verächter*. Bielefeld 2010.

TUMULT

Zu den Autoren

HELMUT KOHLENBERGER, Dr., geb. 1942, Philosoph in Freilassing/Salzburg und Wien. Übersetzer der Schriften von André Glucksmann. Mitglied der Redaktionen von *Tumult* und *Střední Evropa* (Prag).

RALF ROTHER, Dr., geb. 1960, Philosoph in Wien, arbeitet insbesondere über die Werke von Sigmund Freud, Otto Gross, Jacques Lacan und Giorgio Agamben.

OLIVER KOHNS, Dr., geb. 1974, lehrt Literaturwissenschaft an der Universität Luxemburg. Letzte Buchveröffentlichung: *Politik und Ethik der Komik* (hrsg. mit Susanne Kaul). München 2012.

WOLFGANG ERNST, Prof. Dr., geb. 1959, lehrt Medientheorie an der Humboldt-Universität in Berlin. Letzte Buchveröffentlichung: *Das Gesetz des Gedächtnisses*. Berlin 2007.

JENS SCHRÖTER, Prof. Dr., geb. 1970, lehrt Theorie und Praxis multimedialer Systeme an der Universität Siegen. Andere Forschungsschwerpunkte: Fernsehserien, Fotografie, Intermedialität. Letzte Buchveröffentlichung: *Verdrahtet. THE WIRE und der Kampf um die Medien*. Berlin 2012.

STEFAN DORNUF, M.A., lebt als Gesellschaftstheoretiker und Philosophiehistoriker in Frechen b. Köln. Letzte Buchveröffentlichung: *Dialektische Untersuchungen. Philosophica et philologica minora. Für Henning Ritter*. München 2012.

MICHAEL ZELLER, Dr., geb. 1944, Romancier, Lyriker und Essayist in Wuppertal. Letzte Buchveröffentlichung: *Der Schatz auf dem Dach*. Schulhausroman. Wuppertal 2012.

WILHELM DONNER, geb. 1955, Mag. Dr., Sozialwissenschaftler und Chefredakteur der Zeitschrift *Soziale Sicherheit* im Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger.

CARSTEN HUCHO, Dr., geb. 1964, Netzpublizist und wissenschaftlich-administrativer Koordinator des Paul-Drude-Instituts für Festkörperelektronik in Berlin. Arbeitet an kollektiven elektronischen Phänomenen.

FRANK JÖDICKE, geb. 1975, lebt in Wien als Videokünstler, Aktionskünstler und Schriftsteller.

STEFFEN LANGENHAN, geb. 1977, arbeitet als freier Autor, Bildgenerator und Kulturwissenschaftler in Weimar. Kontakt Steffen Langenhan: streu-gut@gmx.de

BÜCHSE DER PANDORA

PROGRAMM PÄDAGOGIK

Heinz-Joachim Heydorn WERKE

Studienausgabe in 9 Bänden

Hrsg. von Irmgard Heydorn,
Hartmut Kappner, Gernot Koneffke und Edgar Weick

Über den Widerspruch zwischen Bildung und Herrschaft (Bd. 3):

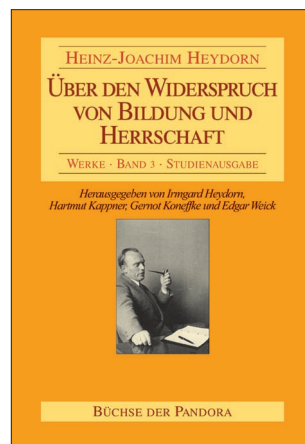
Ohne die Anstrengung des Begriffs läßt uns das Handeln allein, findet es keinen Ausgang. Es bleibt auf dem Jahrmarkt und wird dort aus-geboten. Um den gegenwärtigen Ort zu bestimmen, muß die ganze Geschichte eingeholt werden; es gibt keine Entlassung aus der Mühsal. Der Widerspruch zwischen Bildung und Herrschaft tritt zunächst als Begriff hervor, gewinnt sein abstraktes Verhältnis vor aller aktualisierbaren geschichtlichen Verklammerung, zeigt auch hier eine Dimension des Bewußtseins an, mit der es seine eigene Geschichte übergreift. Dem geschichtslosen industriekapitalistischen Positivismus entspricht die geschichtslose, anarchische Rebellion; sie endet im Mülleimer der Verwertungsprozesse. Nur wer um seine Herkunft weiß, kann die Grenze der Gegenwart zur menschlicheren Zukunft hin überschreiten. Mit der wachsenden Produktivkraft wird der Widerspruch schließlich in seine erfahrbare Bedingung versetzt, gibt er die Möglichkeit einer Auflösung an die Hand. Das Handeln gewinnt sich selbst mit seinem geschichtlichen Tag. Auf dieses Handeln geht alles zu; mit ihm erst erfährt der Geist seine Rechtfertigung, die Geschichte seiner Verlorenheit wird bestätigt.



978-3-88178-331-6 20,00 EURO



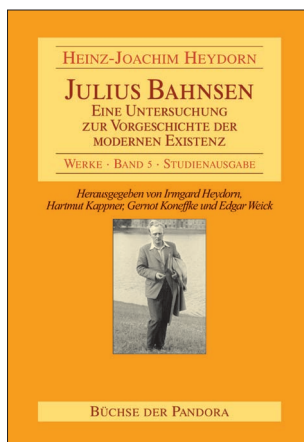
978-3-88178-332-3 22,00 EURO



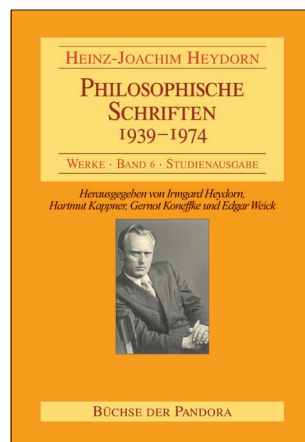
978-3-88178-333-0 24,00 EURO



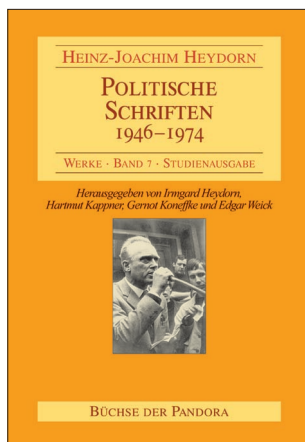
978-3-88178-334-7 20,00 EURO



978-3-88178-335-4 20,00 EURO



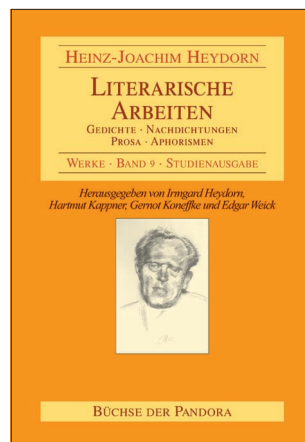
978-3-88178-336-1 24,00 EURO



978-3-88178-337-8 30,00 EURO



978-3-88178-338-5 24,00 EURO



978-3-88178-339-2 24,00 EURO

MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GmbH
BÜCHSE DER PANDORA · KLEIO HUMANITIES
ANABAS · GALERIE/WERKSTATT AM DOMPLATZ
WWW.DIGITALAKROBATEN.DE

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION
Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« > »Verlag« > büchse der pandora

TUMULT

Vierteljahresschrift

Die Vierteljahresschrift TUMULT ist das Publikationsorgan eines Stamms eingeladenen und interessierter Mitarbeiter, die der Redaktion nach eigenem Ermessen und Bestreben Texte (in einem Umfang von regulär bis zu 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) und Bildmaterial (nach Klärung der Lizenzierungsbedingungen) zur Verfügung stellen. Diesem Mitarbeiterstamm gehören gegenwärtig folgende Autoren an:

Parviz Amoghli, Berlin/Wien – Werner Beiweis, Wien – Michael Beleites, Blankenstein – Jörg Bernig, Radebeul – Peter Berz, Berlin – Frank Böckelmann, Dresden – Wilhelm Donner, Wien – Stefan Dornuf, Frechen – Phuong Duong, Berlin – Undine Eberlein, Berlin – Horst Ebner, Wien – Kai van Eikels, Berlin – Wolfgang Ernst, Berlin – Wolfgang Eßbach, Freiburg – Reinhard Falter, München – Harun Farocki, Berlin – Ulrich Fröschle, Dresden – Petra Gehring, Darmstadt – Florian Grosser, St. Gallen – Mario Gündl, Wien – Ivo Gurschler, Wien – Sebastian Hackenschmidt, Wien – Alois Halbmayr, Salzburg – Karin Harrasser, Köln/Wien – Frank Hartmann, Weimar – Josef Haslinger, Leipzig/Wien – Thomas Hecken, Siegen/Witten – Sebastian Hennig, Radebeul – Thomas Hoof, Waltrop – Carsten Hucho, Berlin – Lorenz Jäger, Frankfurt am Main – Frank Jödicke, Wien – Rainer Just, Wien – Thomas Kapielski, Berlin – Endre Kiss, Budapest – Jost-Philipp Klenner, Berlin – Daniela Kloock, Berlin – Alexander Klose, Berlin/Halle – Reinhold Knoll, Wien – Lars Koch, Siegen – Torsten König, Dresden – Helmut Kohlenberger, Freilassing/Wien – Oliver Kohns, Köln/Luxemburg – Matthias Kroß, Potsdam/Berlin – Thor Kunkel, Wallis (Schweiz) – Martin Kurthen, Zürich – Steffen Langenhan, Weimar – Ulrich van Loyen, München/L'Aquila – Manfred Maengel, Berlin – Rudolf Maresch, Lappersdorf – Michael Neumann, Konstanz/Dresden – Michaela Ott, Berlin/Hamburg – Robert Pfaller, Wien – Wolfgang Pircher, Wien – Peter Pörtner, München – Jörg Pothast, Berlin – Angela von Rahden, Berlin – Wolfert von Rahden, Berlin – Hermann Rauchenschwandtner, Salzburg – Ralf Rother, Wien – Elisabeth von Samsonow, Wien – Gabriele Schabacher, Siegen – Christopher Schlembach, Wien – Detlev Schöttker, Berlin – Gabriel Ramin Schor, Wien – Christina Schües, Lübeck – Erhard Schüttpelz, Köln/Siegen – Jochen K. Schütze, Leipzig – Alexander Schuller, Berlin – Timm Schulze, Weimar – Jürgen Paul Schwindt, Heidelberg – Walter Seitter, Wien – Wolfgang H. Spindler, München – Benjamin Steininger, Wien – Steffen Stelzer, Kairo – Ingo Stöckmann, Bonn – Peter Strasser, Graz – Kerstin Stüssel, Bonn – Peter Trawny, Düsseldorf – Gilbert Weiss, Salzburg – Niels Werber, Köln/Siegen – Katherina Zakravsky, Wien – Michael Zeller, Wuppertal – Rüdiger Zill, Potsdam/Berlin – Hanns Zischler, Berlin

Die Vierteljahresschrift
TUMULT erscheint jeweils im
März (TUMULT im Frühjahr),
Juni (TUMULT im Sommer),
September (TUMULT im Herbst)
und Anfang Dezember
(TUMULT im Winter).

Sie wird im Auftrag des
Redaktionsrats (siehe unten)
redigiert und verantwortet
von Frank Böckelmann
und Horst Ebner.

Abonnement- und Einzel-
bestellungen über den Verlag
oder den Buchhandel.

Informationen zu den
bereits erschienenen Aus-
gaben von **TUMULT** und
weitere Informationen finden
Sie im Internet unter:
www.digitalakrobaten.de

Alle unsere Publikationen
mit zusätzlichen Informationen
finden Sie zudem auch auf der
Website des Deutschen Buch-
handels unter www.buchhandel.de
› Erweiterte Suche › Eingabefeld
Verlag › *büchse der pandora*

HERAUSGEBER

Frank Böckelmann und Walter Seitter

MITGLIEDER DES REDAKTIONSRATS

Frank Böckelmann, Horst Ebner, Ivo Gurschler, Helmut Kohlenberger,
Ulrich van Loyen, Michael Neumann, Michaela Ott, Peter Pörtner,
Wolfert von Rahden, Walter Seitter, Christopher Schlembach, Erhard
Schüttpelz, Hanns Zischler (ambulanter Redakteur)

REDAKTIONSANSCHRIFT

Frank Böckelmann: boeckelmann@web.de
Nürnberger Straße 32, D-01187 Dresden
Horst Ebner: horst.ebner@aon.at
Brestelgasse 9/10, A-1160 Wien

GESTALTUNG & HERSTELLUNG

Peter Grosshaus (dwb), Wetzlar
Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

VERTRIEB

Einzelbestellungen und Buchhandel: Verlag und VAH Jäger, Falkensee
Grosso und BABU: SI! special-interest, Mörfelden-Walldorf

© 2013 by Büchse der Pandora Verlags-GmbH, Wetzlar
Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Die Verwertung der Texte und Bilder ohne Zustimmung des Verlags
ist urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Nachdruck
und Vervielfältigung jeder Art, Übersetzung, Bearbeitung, Mikro-
verfilmung, Speicherung oder Aufbereitung – auch in Auszügen –
sowie für die Verarbeitung mit elektronischen Medien.

ISBN 978-3-88178-621-8

BÜCHSE DER PANDORA VERLAGS-GMBH
in der Majuskel Medienproduktion GmbH
Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar
digitalakobaten@gmail.com
www.digitalakrobaten.de



**Walter Seitter, Michaela Ott (Red.)
FRIEDRICH KITTLER
Technik oder Kunst?**

Mit Beiträgen von Peter Berz, Wolfgang Ernst, Jochen Hörisch, Eva Horn, Friedrich Kittler u.a. 2013. Softcover. 166 Seiten. 21,5 x 24,5 cm. Abb. in s/w und Farbe. 20,00 EURO (D/A/CH). ISBN 978-3-88178-540-2

»Friedrich Kittler hat in seinen Werken viele Disziplinen berührt, durchquert und – durcheinandergebracht. Am bekanntesten ist er damit geworden, dass er in die »weichen« Geisteswissenschaften viel Hardware mit Mathematik, Technik und Krieg eingeführt hat. Und doch hat er gerade zuletzt gezeigt, dass ihn immerzu ein Sinn für Poesie geleitet, ja getrieben hat, deren Wirkung so weit gehen soll, dass sie sogar Göttliches anzurufen, dass sie Verehrung zu artikulieren vermag. Die Medien erreichen ihr Maximum, wenn sie derart telekommunikativ werden.«

Diese Publikation können Sie auch im Internet als »Bilderradio« betrachten:

www.digitalakrobaten.de/
978-3-88178-540-2



**Rainer Hackel (Red.)
IM IRRLICHT
Arno Breker und seine Skulpturen**

Mit Beiträgen von Rudolf Conrades, Peter Grosshaus und Alla Poppersoni 2013. Softcover. 146 Seiten. 21,5 x 24,5 cm. Abb. in s/w und Farbe. 17,80 EURO (D/A/CH). ISBN 978-3-88178-250-0

»Die leiseste Hoffnung nämlich, irgendetwas im Leben und Schaffen des Steinmetzes, Bildhauers, Skulpteurs, Zeichners, Architekten und auch Bonvivants Arno Breker zu verstehen, gilt jedenfalls nicht ihm, sondern dem nicht beweisbaren, aber zarten Traum, dass die Kunst als solche nicht verraten werden kann.«

Diese Publikation können Sie auch im Internet als »Bilderradio« betrachten:

www.digitalakrobaten.de/
978-3-88178-250-0

TUMULT, ursprünglich als »Zeitschrift für Verkehrswissenschaft« gegründet von Frank Böckelmann, Dietmar Kamper († 2001) und Walter Seitter, erschien 1979 erstmals bei Merve in Berlin. Als verantwortliche Redaktion zeichneten Frank Böckelmann, Hans-Peter Gente, Ulrich Giersch, Dietmar Kamper, Herbert Nagel, Günther Nahr, Ulrich Raulff, Walter Seitter und Hanns Zischler. Nach zwei Ausgaben wechselte die Zeitschrift zu Beltz nach Weinheim, nach zwei weiteren Ausgaben dort zum Verlag Büchse der Pandora nach Wetzlar. Als der neue Verlag 1986 sein All-gemeinprogramm zeitweise ein-stellte, trat TUMULT eine wechsel-volle Reise durch die Hände ver-schiedener Verlage an. Seit 2006 erschien TUMULT dabei zuletzt im Alpheus Verlag von Hanns Zischler in Berlin. 2010 wechselte TUMULT von dort wieder zum Verlag Büchse der Pandora von Peter Grosshaus nach Wetzlar. Hier erschienenen seither TUMULT 37 »Kein Halten mehr? Modelle der Letzt-begründung« und TUMULT 38 »Container/Containment«.

Unter dem Reihentitel »TUMULT Schriften zur Verkehrswissenschaft« erscheinen als Schriftenreihe die Themenbände und Monografien nunmehr in Buchform. Der Band über Friedrich Kittler ist die 40. Folge von TUMULT und der erste Band dieser Edition.

In Vorbereitung befinden sich TUMULT 39 »Von Wegen« und TUMULT 41 »Animismus«.

Büchse der Pandora Verlags-GmbH in der MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION

Postfach 2820 · D-35538 Wetzlar · E-Mail: digitalakrobaten@googlemail.com
Alle unsere Publikationen mit zusätzlichen Informationen und Bestell-möglichkeiten finden Sie auf der Website des Deutschen Buchhandels unter www.buchhandel.de via »Erweiterte Suche« › »Verlag« › büchse der pandora

ISBN 978-3-88178-621-8

